

GEGENSTAND UND UMGREIFENDES

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde

der Hohen Philosophisch-Historischen Fakultät

der Universität Basel

vorgelegt von

GERHARD KNAUSS

aus Heidelberg

Basel 1954

VERLAG FÜR RECHT UND GESELLSCHAFT AG. BASEL

Genehmigt von der Philosophisch-Historischen Fakultät
auf Antrag der Herren Prof. Dr. Karl Jaspers,
Prof. Dr. Heinrich Barth
und Prof. Dr. Hermann Gauss

Basel, den 14. Juni 1951

Prof. Dr. Fritz Meier
Dekan

Diese Arbeit wird vom Verlag für Recht und Gesellschaft AG. in Basel als
Vol. 3 der Reihe „Philosophische Forschungen, Neue Folge“ herausgegeben.

Der Verstand ist zu spitz, um sich selbst zu treffen.



INHALTSVERZEICHNIS

Gedankengang	1
------------------------	---

I. Problemansätze

A. Wissenschaftliche Problemansätze

1. Das Kopulaproblem	3
a) Die Prävalenz des Satzes vor dem Begriff	4
b) Die Ungegenständlichkeit der Kopula	7
2. Das Richard-Berry-Paradox	12
3. Der Gödelsche Satz	19
a) Problemstellung und Formulierung des Satzes	19
b) Bedeutung und Konsequenzen	21
c) Die Grenzen des Formalismus	23
4. Zusammenfassendes Ergebnis dieser Untersuchungen	26

B. Logische Problemansätze

1. Die Zweischichtigkeit des Urteils	27
2. Die Diskursivität des Denkens	32
3. Gegenstand und Widerspruch	35
a) Der Begriff des Gegenstandes	35
b) Der Begriff des Widerspruchs	38
c) Die Aufhebung des Gegenstandes im Widerspruch	40

II. Die Paradoxien der Logik und der Begriff des Universale

A. Tautologie und Widerspruch in den Paradoxien der Logik

1. Die Russellsche Paradoxie	46
2. Andere Paradoxien	53
3. Möglichkeiten der Interpretation	57

B. Der Begriff des Universale

1. Die logische Einführung des Begriffes	60
2. Die einzelnen Universalien	61
3. Interpretation der Typentheorie	65
4. Zusammenfassung und Ergebnis	68
5. Leitfaden zur Systematik der Universalien	69
6. Universalien und Transzendentalien	72

III. Möglichkeit und Sinn einer Dialektik

1. Analytik und Dialektik	75
a) Das Ganze in der Bewegung der Dialektik	75
b) Kritik des üblichen Begriffes der Dialektik	75
c) Gegenstand und Methode	77
d) Analytischer und dialektischer Wahrheitsbegriff	78
e) Begriff einer systematischen Dialektik	80
f) Komplementarität von Analytik und Dialektik	81

2. Phänomenologie und Dialektik	82
a) Der phänomenologische Wissenschaftsbegriff	82
b) Das Bewußtsein in der Epoché	83
c) Die Partikularität des Gegenstandes	83
d) Die Negation der Epoché	84
e) Die Eindimensionalität	85
f) Der hypothetische Charakter	86
g) Die Prädikabilität	87
h) Das Auftreten der Dialektik	87
i) Das Unendliche und die Dialektik	88
3. Formale Logik und Dialektik.	90
a) Der Satz vom Widerspruch	90
b) Das Tertium non datur	91
c) Der Satz der Identität	92
d) Die Aufhebung der formalen Regeln in der mehrdimensionalen Logik	93
4. Die dialektische Grundsituation des An-sich- und Für-mich-Seins	96
a) Die Verdeckung der Intentionalität	96
b) Der Begriff des präreflexiven Bewußtseins	97
c) Die Selbsttäuschung	98
d) Die Zweistufigkeit der Reflexion	99
e) Die Evidenz	101
f) Das Seinsverständnis des positionellen Bewußtseins.	103
g) Das Transzendieren des An-sich	104
h) Die dialektische Grundsituation	106
i) Die Wahrheit der dialektischen Grundsituation	108
5. Die Reflexion und die Paradoxien der Logik	109
a) Die logische Reflexion	109
b) Die subjektive Reflexion	111
c) Anwendung dieser Ergebnisse auf die Paradoxien	113
6. Mathematisch-Unendliches und philosophisch-Umgreifendes	117
Literaturverzeichnis	125

LITERATURVERZEICHNIS

- Ackermann; Zur Widerspruchsfreiheit der Zahlentheorie, Math. Ann. 117, 1940. Begründung des Tertium non datur, Math. Ann. 93, 1925.
- Bar-Hillel; The revival of the Liar, Phil. a. phen. Research, 7, 1946.
- O. Becker; Mathematische Existenz, Jbch. f. Phil. u. phän. Forsch. VIII, 1927.
- Behmann; The paradoxes of Logic, Mind., 1937.
- M. Bense; Konturen einer Geistesgeschichte der Mathematik, Hamburg 1946.
- „ Theorie dialektischer Satzsysteme, Phil. Studien I, 1949 u. II., 1950.
- Franz Boas; Handbook of American Indian Languages, Part I, Washington, 1911.
- Brugmann; Kurze vergleichende Grammatik der indogerm. Sprachen, Straßburg 1904.
- G. Cantor; Ges. Abh., Berlin 1932.
- R. Carnap; Die Antinomien und die Unvollständigkeit der Mathematik, Mon.-Hefte für Math. und Physik 41, 1934. — Die logische Syntax der Sprache, Wien 1934. Die logistische Grundlegung der Mathematik, Erkenntnis 12, 1931.
- E. Cassirer; Die Philosophie der symbolischen Formen, Berlin 1923.
- Clauberg-Dubislaw; Systematisches Wörterbuch der Philosophie, Leipzig 1923.
- J. Cohn; Theorie der Dialektik, Leipzig 1923.
- Anschauung und Begriff, Congr. intern. de Philosophie, Gèneve 1905.
- B. Erdmann; Die Idee von Kants Kritik d. r. Vernunft, Abh. d. pr. Akad. d. Wiss. 1917.
- P. Finsler; Die Existenz der Zahlenreihe und des Kontinuums, Comm. Math. Helv. Vol. 4, 1932. — Gibt es unentscheidbare Sätze? a. a. O. Vol. 16, 1943. — Gibt es Widersprüche in der Mathematik? Jbch. d. dt. Math. Vereinigung 34, 1925. — Über die Lösung von Paradoxien, Philos. Anzeiger II, 1927.
- E. Frank; Das Prinzip der dialektischen Synthesis und die Kant. Philosophie, Kantstudien, Erg.-Heft 21, 1911.
- A. Fraenkel; Le problem des antinamies et son developpement recent. Rev. d. Met. et d. Mor. 1939.
- G. Frege; Grundgesetze der Arithmetik, (I, Jena 1903; II, 1903)
- Funke; Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie, Bern 1928.
- K. Gödel; Über formal unentscheidbare Sätze der Prinzipia

- Mathematica und verwandter Systeme I, Mon.-Hefte für Math. u. Physik 38, 1931. — Nachträgliche Bemerkungen, Erkenntnis II, 1931.
- K. Goldstein; Über Aphasie, Sonderdruck aus Med. Klinik Jhg. 6, Beiheft I; 7, Beiheft 10, 1910—1911.
- A. Grote; Über die Funktion der Kopula, Leipzig 1935.
- K. Grelling; Der Einfluß der Antinomien auf die Entwicklung der Logik im 20. Jhd. Travaux du XI^e congr. inter. de philos. fasc. VI.
- R. Heiss; Logik des Widerspruchs, Berlin 1932.
- „ Der dialektische Schluß, phil. Studien I, 1949.
- E. Herrigel; Zur Logik der Zahl, Diss. Heidelberg 1921.
- P. Hertz; Sprache und Logik, Erkenntnis 7, 1937.
- D. Hilbert; Über das Unendliche, Math. Ann. 95, 1926.
- Hilbert-Bernays; Grundlagen der Math., Berlin 1939.
- E. Hoffmann; Der Histor. Ursprung des Satzes vom Widerspruch, Heidelberg 1923, Sonderdruck aus der Zeitschrift Sokrates.
- P. Hofmann; Die antithetische Struktur d. Bewußtseins, Berlin 1914.
- W. v. Humboldt; Werke, Berlin 1907.
- M. Isserlin; Über Agrammatismus, Ztg. f. d. ges. Neur. u. Psych. 75, 1922.
- K. Jaspers; Vernunft und Existenz, Groningen 1935.
- Kant; Kritik der reinen Vernunft.
- Kamke; Mengenlehre, Berlin 1947.
- W. Keller; Die ontologische Tragweite des Logischen, Jhb. d. schweiz. phil. Ges. I, 1941.
- Kierkegaard; Begriff der Angst, Ausg. Diederichs, Jena 1923.
- A. Koyré; The Liar, Philosophy a. phen. Research, 7, 1946.
- „ Manifold and Category, (a. a. O.), 9, 1948/49.
- E. Lask; Ges. Schriften, Tübingen 1923.
- Leibniz; Werke, Ausg. Gerhardt, Bd. VII, Berlin 1890.
- Leisegang; Die Dialektik als wissenschaftliche Methode. Phil. Stud. 3/4, 1952.
- R. Lenz; Ursprung und Entwicklung d. Sprache, in: Die neueren Sprachen, Bd. VIII, Marburg 1900.
- A. Liebert; Geist und Welt der Dialektik, Berlin 1929.
- H. Lipps; Die Paradoxien der Mengenlehre, Jhb. f. Phil. u. phän. Forsch., Bd. 6, 1923. — Entgegnung, Phil. Anzeiger, II, 1927.
- P. Levy; Sur le principe du Tiers exclu, Rev. d. Meth. e. d. Mor. 33, 1926.
- G. Marcel; Journal Metaphysique, Paris 1927.
- Mollerup; Die Definition des Mengenbegriffes, Math. Ann. LXIV (2), 1907.
- Plato; Parmenides, Übersetzung von Susemihl.

- Pascal; Pensées.
- Paulus Nicolettus Venetus; Logica Magna . . . impressum Venetiis 1499.
- H. Poincaré; Les Math. et la Logique, Rev. d. Meth. e. d. Mor. XVI, 1900.
- P. Ramsey; The Foundations of Mathematics, Proc. of the Lond. math. Soc. 2, 1928.
- Reichenbach; Elements of Symbolic Logic, New York 1948.
- Rickert; Die Einheit, das Eine und die Eins, Heidelberg 1924, Abh. z. Phil. u. ihrer Geschichte 1.
- Rüstow; Der Lügner, Diss. Erlangen 1910.
- Reach; The Name Relation an the logical Antinomies, Erkenntnis 7, 1938 und Journal of symbolic Logic, 3, 1938.
- Russell-Whitehead; Principia Mathematica, Cambridge 1925.
- Russell; Les Paradoxes de la Logique, Rev. d. Meth. e. d. Mor. XIV, 1904.
- J. P. Sartre; L'Etre et le Neant, Paris 1943.
- F. v. Saussure; Cours de Linguistique générale, Paris 1922.
- W. Sesemann; Die logischen Gesetze und das Sein, Eranos 2, 1932.
- Th. Skolem; Einige Bemerk. zur axiomat. Begründung d. Mengenlehre, Mathematiker Kongressen i Helsingfors, Helsingfors 1923.
- B. Snell; Die Entdeckung des Geistes, Hamburg 1946.
- A. Tarski; Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen, Stud. Phil. 1935.
- J. Trier; Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes, Heidelberg 1931.
- A. P. Ushenko; A new Epimenides, Mind 46, 1937.
- P. Weiss; The theory of types, Mind., 1928.
- H. Weyl; Das Kontinuum, Leipzig 1918. — Die heutige Erkenntnislage in der Mathematik, Symposion I, 1927 — Phil. der Math. u. Naturwiss. Hdb. d. Phil. II, 1927



Digitized by the Internet Archive
in 2026

Gedankengang

Der Ausgangspunkt dieser Arbeit war das rein formale Problem der Paradoxien der Logik und seine Behandlung in der modernen Literatur. Es zeigte sich im Laufe der Untersuchung, wie wenig die rein formalen Lösungsversuche dem Anspruch philosophischer Apriorität genügten. Durch sie wurden nicht die Widersprüche als solche beseitigt, sondern nur die Hindernisse, die sie für manche wissenschaftliche Einzeldisziplinen bildeten.

Es mußte also nach dem eigentlichen Sinn dieser Widersprüche gefragt werden. Damit wurde aber gleichzeitig gefragt nach der logischen Instanz, für welche diese Widersprüche existieren. Es war also die Zusammengehörigkeit von Methode und Methodengegenstand zu untersuchen, oder allgemeiner: Das Wesen von Intentionalität und intentionalem Gegenstand. Aus der notwendigen Bezogenheit beider ergab sich die Frage nach der möglichen Bedeutung des Widerspruches für nichtgegenständliche Intentionalitäten. Erstreckte sich die Negationskraft der Kontradiktion auch auf nichtpositionelle Gegenstände? Das neuauftretende Phänomen der Tautologie gab hierauf die Antwort. Das Auftreten beider Formen am selben logischen Ort gab den Hinweis auf ein hinter den partikularen Gegenständen sichtbar werdendes Sein. Wir bezeichneten es mit dem Begriff des Universale. Der Versuch einer Systematisierung dieser universalen Begriffe brachte uns zurück auf das Wesen des diskursiven Denkens, dessen grundsätzliches Bedingungsverhältnis wir in vier besondere Weisen aufgeteilt fanden. Die Universalien erwiesen sich nun als die aus der Aufhebung der Diskursivität im Zusammenfallen des Bedingungsverhältnisses entspringenden universalen Gegenständlichkeiten. Über den rein formalen Zusammenhang mit den Paradoxien hinaus ließen sie sich dann auch als Schema inhaltlicher Phänomene verstehen.

Damit war der grundsätzliche Schritt des Transzendierens gegenständlichen Seins getan und es war nach weiteren Möglichkeiten Ausschau zu halten, um diesen Gedanken sich bewähren zu lassen. Dabei zeigte sich an der konsequenten Verfolgung dreier wissenschaftlicher Einzelprobleme die gleiche Situation des Hinüberführens gegenständlicher Probleme in philosophisch-umgreifende Horizonte. Das Problem der Bedeutung der Satzkopula war nicht formal zu lösen, die Frage der Sinnmannigfaltigkeit logischer Symbole und der Sprache

überhaupt im Richard-Berry-Paradox führte über formale Logik und Sprache selbst hinaus, die Frage der Entscheidbarkeit und der Vollständigkeit formaler Systeme im Gödelschen Satz führte auf das Umgreifende einer nicht mehr formalisierbaren Logik zurück.

Dieses gemeinsame Ergebnis verlangte einen inneren Zusammenhang, in dem das philosophisch Relevante sichtbar werden konnte. So mußte nach dem Sinn einer nicht mehr gegenständlichen, umgreifenden Dialektik gefragt werden und ihr Bezug zu analytisch-gegenständlichen Denkweisen untersucht werden. Diese Bezogenheit wurde als eine grundsätzliche Komplementarität verstanden.

Aus den Einzelansätzen der Paradoxien hatte sich schon die Reflexion als der eigentliche Grund des Dialektischwerdens erwiesen. Diesen Ursprung der Dialektik im Begriff der Reflexion galt es näher zu untersuchen. Er zeigte sich in der ursprünglichen Selbstverdeckung des positionellen Bewußtseins als der Möglichkeit gegenständlicher Analytik. Aber diese Selbstverdeckung ist nur möglich auf Grund des reflexiven Charakters des Bewußtseins. Nur weil das Bewußtsein ursprünglich reflexiv ist, vermag es sich zu „vergessen“ oder „einzuklammern“. Diese Reflexivität, die aber in sich schon ihre eigene Verdeckung enthält, erweist sich als die eigentliche dialektische Grundsituation. Die Notwendigkeit der Dialektik als das sich selbst Gegenwärtigsein ist die Wahrheit dieser Situation. Es galt also noch einmal zurückzukommen auf das Wesen der Reflexion und von diesem Verständnis des Ursprungs aller dialektischen Einzelentwicklungen auf den Ausgangspunkt der Untersuchung, die Paradoxien der Logik, zurückzulenken. Jetzt war das Ungenügende der formalen Lösungsversuche einzusehen und der Sinn dieser Bemühungen auf ihre pragmatische Brauchbarkeit einzuschränken.

Der Versuch, die gestellte Aufgabe zu lösen, hatte also zu einem Querschnitt durch beträchtliche Teile der Philosophie geführt. Der Versuch, die am Leitfaden des Grundproblems aufgereihten Themen zu systematisieren, drängte dabei die Ausgangsfrage in den Hintergrund und zeigte, daß das eigentliche Thema das des Sinnes und des Zusammenhangs von Gegenstand und Umgreifendem geworden war.

I. Allgemeine Problemansätze

A. Wissenschaftliche Problemansätze

1. Das Kopulaproblem

Im Laufe der Formalisierung der modernen Logik wurde auch eine Formalisierung des Seinssinnes der Satzkopula notwendig. Dabei stieß man auf vorher nicht sichtbare Schwierigkeiten. Wohl war es bekannt, das der Seinssinn zweier so verschiedener Aussagen wie: „Dieser Baum ist grün“ und „Vier ist eine Zahl“ grundverschieden ist. Aber es gelang nicht, das Bestimmte und Besondere herauszutrennen und festzulegen, weil man nicht das Gemeinsame aller Bedeutungen zu fixieren vermochte. Es erwies sich als unmöglich, den jeder Seinsaussage zugrunde liegenden Sinn festzulegen, weil in jedem festlegenden Einzelurteil ein Verständnis des allgemeinen Seinssinnes der Kopula vorausgesetzt ist.

Vor allem aber vermochte man mit einem bestimmten, formalisierten Verständnis nicht mehr dem sprachgeschichtlichen Bestand gerecht zu werden. Wenn es nur einen korrekten Sinn des ‚ist‘ im Urteil gibt, so muß die Vieldeutigkeit der Bedeutungen in der lebendigen Sprache als eine Verirrung betrachtet werden. Die Sprache ist dann in ihrem Grunde ein unlogisches Instrument, und aus ihr muß erst ein formales Apriori herausgeschält werden. Aber ist nicht die Sprache der eigentliche Ort des Denkens, und wie konnte das schon immer sprachlich artikulierte Denken in seine eigene Verfälschung hineintreiben, derart, daß es die Sprache mißverstehet, die es spricht? Kommt doch das Logische nicht fremd in die Sprache hinein, wenn es keinen ursprünglichen Platz außerhalb der Sprache hat.¹

Nun liegt allen solchen Formalisierungsversuchen der Begriff einer reinen Relationslogik zugrunde. Ein derartiger Ansatz genügt aber nicht, um das Wesen der einfachen Behauptungssätze zu verstehen, die doch den Mittelpunkt jeder Lehre vom Urteil ausmachen müssen. Die Unmöglichkeit, eine reine Relationstheorie (Inhärenztheorie, Identitätstheorie usw.) des Urteils durchzuführen, wird deutlich an Sätzen, bei denen die Negation an das Subjekt gebunden ist: Kein M ist P.² Hier bestehen gar nicht zwei unabhängige Relate, die not-

¹ Siehe: Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, Hamburg 1946, S. 207.

² A. Grote, *Über die Funktion der Kopula*, Leipzig 1935, hat dies ausführlich nachgewiesen, und auf seine grundlegende Arbeit nehmen wir hier ständig Bezug.

wendig wären zur Konstituierung einer Relation. Also kann hier auch die Kopula nicht relational verstanden werden. Wenn es aber die Absicht der formalistischen Urteilstheorien ist, das Wesen des Urteils und der Kopula zu begreifen und nicht etwa einzelne Urteilsformen formalistisch zu interpretieren, so genügt schon dies eine Gegenbeispiel, um ihre Unfähigkeit zu erweisen. Auf diese Weise gehen also alle Versuche der verschiedensten Urteilstheorien, den Sinn der Kopula zu reduzieren auf eine formale Relation zwischen Subjekts- und Prädikatsbegriff bzw. Gegenstand und Eigenschaft, zugunsten der Erklärung von Nebensächlichem (Interjektionen, Imperativsätze usw.) an dem Faktum der Behauptungssätze vorbei. Denn bei diesen handelt es sich nicht um einen Relationscharakter. Das Wesen des Urteils und der in ihm auftretenden Kopula ist also anders zu verstehen. Dazu bedarf es eines weiteren Ausholens.

a) Die Prävalenz des Satzes vor dem Begriff

Daß nicht das einfache Wort, sondern erst der Satz das eigentliche Element der Sprachbildung ist, bildet eine der fundamentalen Einsichten, die Humboldt der Philosophie der Sprache geliefert hat. Dabei war es der Kantische Begriff der Synthesis der Apperzeption, von dem er ausging, indem er ihn zugleich als Ursprung des Denkens und Sprechens verstand und dann spekulativ für seine Sprachbetrachtungen ausbaute. „Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Worte beginnend und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Worten zusammengesetzt, sondern Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor.“³ Seit Humboldt ist diese Erkenntnis zu einer unverlierbaren, wenn auch von einem gewissen formalistischen Nominalismus immer wieder bekämpften These geworden.

Auch Cassirer vertritt in seinem umfassenden Werk „Die Philosophie der symbolischen Formen“⁴ die Prävalenz des Satzes vor dem Einzelbegriff. Aber er zieht daraus nicht die notwendige Konsequenz,

³ Wilhelm v. Humboldts Werke, Berlin 1907, Bd. VIII, S. 72. „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“.

⁴ E. Cassirer, Die Philosophie der symbolischen Formen, Berlin 1923, Bd. I, S. 274 ff.

daß eine Relationstheorie des Urteils damit unmöglich geworden ist. Er bleibt dem formalistischen Denken verhaftet, das nicht nach dem Wesen, sondern nach der funktionellen Verwendbarkeit fragt. Übereinstimmend mit Cassirer äußert sich Ottmar Dietrich in seinen beiden Werken „Grundzüge der Sprachpsychologie“ und „Die Probleme der Sprachpsychologie“. Auch Wundt vertritt in seiner Völkerpsychologie eine ähnliche Ansicht.

Darüber hinaus aber bildet die These von der Prävalenz des Satzes in etwas abgewandelter Form den Ausgangspunkt einer eigenen Richtung der allgemeinen Sprachwissenschaft. Die von Ferdinand von Saussure⁵ begründete sogenannte Sprachfeldforschung, die nicht mehr entwicklungsgeschichtlich, sondern systematisch quer zur Zeit an das Wesen der Sprache heranzukommen sucht, erweitert die seit Humboldt gültige These, daß das gesprochene Wort eine bloße Abstraktion aus der Wirklichkeit des ganzen Satzes ist, auf den sogenannten Wortsinn und meint, daß der innere Wortsinn auch nur einen Sinn im Ganzen des Satzes besitzt. Die dabei vorgenommene Unterscheidung von Sprechen als Psychologischem und Sprache als Sinnhaftem (Wort und Wortsinn) hat sich ähnlich fruchtbar erwiesen wie die analoge, seit Lotze und besonders Husserl durchgeführte Trennung der Kategorie des logischen Geltens von ihren psychologischen Momenten. Die Sprachfeldforschung versteht also Satz und Wort nicht mehr im Sinne des Sprechens, sondern der sinnhaften Sprache. Der Begriff des Sprachfeldes meint dann einen Sinnbezirk, der dem Sprechen schon jeweils vorgegeben ist, und als Ganzes „unbewußt im Sprecher und im Hörer schon vorhanden ist.“⁶ Das konkrete Sprechen und der Reichtum des historisch wandelbaren Ausdrucksvermögens besteht dann darin, diese bleibenden Sprachfelder aufzuteilen und so einzelne Begriffe durch Abgrenzung gegen Nachbarn hervorzuheben.

Mit dieser Modifizierung des Sinnes von Wort und Satz kommt die Sprachfeldforschung zu denselben Formulierungen: „Kein ausgesprochenes Wort steht im Bewußtsein des Sprechers und Hörers so vereinzelt da, wie man aus seiner lautlichen Vereinsamung schließen könnte. . . Die Bedeutung des Einzelwortes ist abhängig von der Bedeutung seiner begrifflichen Nachbarn,“⁷ woraus der Sinn von ‚Be-

⁵ F. v. Saussure, *Cours de Linguistique Générale*, Paris 1922.

⁶ Funke, *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie*, Bern 1928, S. 75.

⁷ Jost Trier, *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes*, Heidelberg 1931, Bd. I, S. 6.

deuten' derart zu verstehen ist, daß es nur in einem Feld, d. h. in einem System von möglichen Bedeutungen, überhaupt, 'Bedeutend' gibt.

Wenn sich vielleicht auch keine direkten Beziehungen aufweisen lassen, so ist doch die Verwandtschaft dieser Auffassung mit der phänomenologischen Denkweise auffällig. Es bedarf nur noch der ausgesprochenen Verdeutlichung der Kategorie des Geltens durch schärferes Abheben von intentional Vermeintem und sprachlicher Artikulation. Diesen Weg hat Grote, von den Untersuchungen Husserls ausgehend, beschritten. Wie er dargetan hat, ist es unmöglich, mit einem isolierten Begriff an das durch ihn Bedeutete überhaupt heranzukommen. Ungeachtet des Modus der Gegebenheit des Gegenstandes, d. h. seines Zusammenhangs, ist mit dem Begriff selbst noch gar nichts erfaßt. Ein Wort als eine bloße Symbolzuordnung (also formalistisch verstanden) vermag an sich selbst nicht etwas zu bedeuten, sofern ihm diese Bedeutungsintentionalität nicht aus seiner Ordnung in einem System verwandter Symbole zuwächst. „Ein Wort an sich ist ohne realisierbaren Sinn. Man denkt in Sätzen oder deren Korrelaten, nicht in vereinzelt Worten; auch lexikalisch wird das Wort jeweils in seiner Bedeutung aus seinem Satz verstanden.“⁸

Daß die originäre Bedeutung des Wortes im Satze festgelegt ist, zeigen noch folgende interessante Phänomene:

1. Die Schwierigkeit, Angehörigen primitiver Völker das, was ein Wort sei, klarzumachen.⁹
2. Die Schwierigkeit des Sprachforschers, in primitiven Sprachen einzelne Worte zu isolieren.¹⁰
3. Hirnverletzte mit motorischer Aphasie vermögen oft sinnvoll in Sätzen zu sprechen, aber nicht an den Sinn einzelner Worte heranzukommen und ihn zu erfassen.¹¹
4. Der Casus, besonders der Genetiv eines Wortes, bildet außerhalb eines Satzes ein sinnleeres Gebilde. Man gebraucht ihn in einem Zusammenhang, aber es gibt ihn nicht für sich. Reale Bedeutung kommt auch hier nur dem Satze zu.

⁸ Grote a. a. O. S. 70.

⁹ R. Lenz, Ursprung und Entwicklung der Sprache in 'Die neueren Sprachen', Bd. VIII, 1900, S. 466.

¹⁰ Franz Boas, Handbook of American Indian languages, Part I, 1911, S. 27 ff.

¹¹ K. Goldstein, Über Aphasie, 1910, S. 48; M. Isserlin, Über Agrammatismus, Ztg. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie, Bd. 75, 1922, S. 377.

Es liegt eine gewisse Ironie darin, und ist darum bemerkenswert, daß auch der strengste Formalismus zur Anerkennung der Satzprävalenz führt, ohne daß allerdings Folgerungen über die Möglichkeit einer Relationslogik gezogen werden. Carnap bezeichnet als den Sinn eines Wortes die möglichen Sinnerfüllungen, die es innerhalb eines Satzes liefert.¹² Es gibt also so viel Wortbedeutungen, als sich sinnvolle Sätze mit ihm bilden lassen. Damit aber ist der Vorrang des Satzes vor dem einzelnen Begriff anerkannt.

b) Die Ungegenständlichkeit der Kopula

Wozu berechtigen uns nun diese Belege? Die Prävalenz des Satzes bedeutet, daß die Struktur des Begriffes in die des Satzes hineingebaut ist, ebenso wie im einzelnen Gegenstand die des Ganzen angelegt ist. Subjekts- und Prädikatsbegriff sind nicht mehr dinghaft abgeschlossen vorzustellen, so daß es zwischen ihnen eine formalisierbare Gegenstandsrelation gibt. Ist es also erlaubt, von der Prävalenz des Satzes vor dem Begriff zu sprechen, so versteht sich daraus die Unmöglichkeit, die Überbrückung des Hiatus zwischen singulärem Wort und sinnvollem Satz nach Art einer Relation vorzustellen. Damit aber ist einer Relationstheorie des Urteils der Boden entzogen.

Neben diesem nur negativen Ergebnis liefert uns unsere These aber auch die Möglichkeit eines eigenen Ansatzes. Durch die Abhängigkeit des Begriffes vom Satzganzen liegt in ihm schon eine über ihn hinausweisende Intention. Er ist, als einzelnes Wort gegeben, auf die Mitgegebenheit eines Satzes angewiesen und drängt in seiner Leere auf Erfüllung. „Die dem Begriffe wesentliche Antizipation, die in ihm selbst nicht fixiert ist, nur als Potenz, nicht aktuell in ihm enthalten ist, bedingt seine Offenheit und durch die Unabgeschlossenheit seines Sinnes sein Angewiesensein auf demonstrative oder syntaktische Aktivierung.“¹³ Der Behauptungssatz — und auf ihn berufen wir uns hauptsächlich — liefert diese Aktualisierung des im Begriff nur potentiellen durch die Einholung der im Begriff vorausgeworfenen Antizipation. Im Subjektsbegriff ruht die Antizipation noch neutralisiert. Nachdem sie aber irgendwie fixiert ist, wird sie Ausgangspunkt einer auf Darüberhinausliegendes gerichteten Einstellung. Das Dasein dieser Antizipation ist zuvor nur gegeben als Hypothese einer Möglich-

¹² R. Carnap, *Die logische Syntax der Sprache*, Wien 1934.

¹³ Grote a. a. O. S. 67.

keit. „Erst im Vollzug des Behauptungssatzes . . . wird der lebendige Kontakt hergestellt, derart, daß in ihm auf das im Subjekt (vorläufig) Fixierte hin die Person im Prädikat Stellung nimmt zu dem, was in ihrer Welt ihr vorausliegt. Diese aktive Stellungnahme ist wesentlichstes Konstituens des Satzes und der Satz ist nicht einfach eine Verbindung von Begriffen oder gar Vorstellungen.“¹⁴

Im Prädikat geschieht demnach die Aktualisierung durch die Fixierung der Hypothesis; in der Prädikation vollzieht sich die Seinssetzung des im Subjekt nur Antizipierten. Die Prädikation ist also aus dem hypothetischen Antizipationscharakter des Subjektsbegriffes zu verstehen. In ihr bildet aber die Kopula den eigentlichen Vollzug. Es ist also die Kopula als Ausdruck der geschehenden Prädikation aus dem Subjektsbegriff und seinem unabgeschlossenen Seinssinn zu verstehen. Sie ist der logische Ort der Seinssetzung innerhalb des Bereiches möglicher Seinsaussagen. Die Existenzaussage der Kopula reicht also auch nicht über den Antizipationsbereich des Subjektsbegriffes hinaus.¹⁵

Dafür lassen sich nun wieder gute sprachgenetische Belege erbringen. Cassirer erwähnt das Faktum, daß in einem frühen Stadium der Sprache „eine andere Kopula verwendet wird, wenn das Subjekt, von dem die Rede ist, steht, als wenn es sitzt oder liegt, ein anderes, wenn es wacht als wenn es schläft usw.“¹⁶ Die Kopula ist hier also noch ein unmittelbarer Ausfluß der Aktionsweise des Subjekts und drückt sich als solche in der noch nicht abgeschliffenen Sprache auch lautlich aus. Ergänzende Beispiele amerikanischer Primitivsprachen sind ebenfalls bei Cassirer angeführt.

Noch zwingender wird unsere Auffassung nahegelegt durch ein Faktum, das B. Snell anzuführen weiß. Ursprünglich kannten gewisse Sprachen gar kein ausdrückliches Zeichen für die Kopula. Diese verstand sich von selbst mit im Subjektsbegriff, sobald die Prädikation vollzogen wurde. Bevor es dann zur eigentlichen Kopulabildung kam, wurde ihre Funktion erfüllt von einem eigenen Verb, das die vom Subjekt ausgehende Projektion andeutete und auch den Charakter eines Vollverbs besaß und damit den Vorgang des aktiv zu seiner

¹⁴ Grote a. a. O. S. 66.

¹⁵ Daraus ergibt sich notwendig ein eigenes Verständnis von Subjekt und Prädikat und vom Urteil überhaupt. Aus diesem neuen Begriff vom Urteil muß dann aber auch ein eigener Begriff vom Urteilsgegenstand entspringen.

¹⁶ Cassirer a. a. O. S. 288.

Prädikation sich verhaltenden Subjekts noch besser ausdrückte. „Was sich ursprünglich von selbst verstand, ohne daß es gesagt zu werden brauchte, wird dann unter dem Aspekt der Existenz gesehen.“¹⁷

Cassirer ist durchaus derselben Auffassung über das Wesen der Kopula und versteht sie ebenfalls aus dem aktiven Charakter des Subjekts. „Die intellektuelle Einheit der Handlung ist es, die in der sprachlichen Verwendung der Kopula ihre Darstellung und ihr Gegenbild findet.“¹⁸ Er stützt sich dabei auf die wenigen, aber auffallend hellsichtigen Bemerkungen Kants über das Wesen des Urteils. „Ich habe mich niemals durch die Erklärung, welche die Logiker von einem Urteile überhaupt geben, befriedigen können: Es ist wie sie sagen, die Vorstellung eines Verhältnisses zwischen zwei Begriffen. Ohne nun hier über das Fehlerhafte der Erklärung . . . mit ihnen zu zanken . . ., merke ich nur an, daß, worin dieses Verhältnis bestehe, hier nicht bestimmt ist. Wenn ich aber die Beziehung gegebener Erkenntnisse in jedem Urteil genauer untersuche, um sie als dem Verstande angehörige, von dem Verhältnisse nach Gesetzen der reproduktiven Einbildungskraft (...) unterscheide, so finde ich, daß ein Urteil nichts anderes sei, als die Art, gegebene Erkenntnisse zur objektiven Einheit der Apperzeption zu bringen. Darauf zielt das Verhältniswörtchen ist in denselben, um die objektive Einheit gegebener Vorstellungen von der subjektiven zu unterscheiden. Denn dieses bezeichnet die Beziehung derselben auf die ursprüngliche Apperzeption und die notwendige Einheit derselben. . .“¹⁹

Unsere bisherigen Feststellungen und Belege erlauben uns nun ein viel sachnaheres, das Phänomen des Urteils ausdeutendes Verständnis der Kopula. Die Abhängigkeit des Subjektsbegriffes bedeutet, daß sein Antizipationsbereich offen ist, solange er nicht in einem bestimmten Urteil teilweise fixiert wird. Das heißt, das Subjekt hat um sich einen offenen Horizont möglicher Prädikation, der die vom Subjekt aus möglichen Satzerfüllungen angibt. Solange die Prädikation nicht vollzogen ist, gibt es nur die Antizipation möglicher Urteile. Geschieht die Einholung in der Prädikation, so ist die Kopula, als der voranweisende Träger dieser Intention, das wesentliche Korrelat des Satzes zu dem vom Subjekt ausgehenden Bereich. Sie ist nicht mehr gegen-

¹⁷ Snell a. a. O. S. 207.

¹⁸ Cassirer a. a. O. S. 287.

¹⁹ Kant, K. d. r. V./B 141.

ständig greifbar, wie in einem formalistischen Relationskalkül. Ihre ungreifbare Ungegenständlichkeit entspricht der Ungegenständlichkeit des offenen Prädikationsbereiches. Sie ist nur noch im Vollzug des Satzes, indem sie aus der ‚subjektiv‘ unendlichen Antizipationsmöglichkeit das Subjekt auf ein bestimmtes Prädikat festlegt. Darin beruht ihr ‚objektivierender‘ Charakter. In ihr ist der Subjektsbegriff in seinen Bereich eingebaut, der damit an dieser einen Stelle aktualisiert ist.

Die Kopula entzieht sich damit jeder Festlegung ihres Sinnes von Existenz. Sie ist an sich selbst eine leere Vokabel, deren Funktion in der Herstellung des Kontaktes zwischen Subjekt und Prädikat besteht. So wird auch ihre Aussagekraft von dem vom Subjekt ausgehenden Impuls bestimmt, sobald dieser auf ein bestimmtes Prädikat trifft. Von diesem Subjekt aus ist sie also auch jeweils zu verstehen.

Der Seinsbezug, der in jeder formalistischen Relationstheorie strikt geleugnet oder formal und von außen her vergewaltigt werden muß, ist hier in einem differenzierten Sinn wieder anerkannt. Der übliche Zweifel an dem Seinsbezug der Kopula ist nur begründet in einer Verengung des Verständnisses von Sein als reale Existenz, logische Kongruenz usw. Aber jeder Zweifel an der Existenz setzt eine umfassendere Vorstellung von Existenz schon voraus, von der aus man eine partikuläre Existenz verneinen kann.²⁰

Heißt Sein ‚aufweisbares Vorhandensein‘, dann hat das ‚ist‘ in dem Satze ‚ein rundes Viereck ist ein Widersinn‘ keinen Bezug auf Sein, weil ein rundes Viereck im genannten Sinne nicht existiert. Wird aber der Satz verstanden im Hinblick auf Sein umgreifender Art, so daß es noch den Widersinn umfaßt, so bleibt die Kopula in ihrem ursprünglichen Existenzbezug erhalten. Sie ist, mit diesem offenen Seinsbegriff, verstanden als der Hinweis auf das Umgreifende, in dem das Denken vom Subjekt aus jeweils geschieht.

In der Fixierung der Kopula auf ein Sein bestimmter Art tritt notwendig die Verkehrung zur begrifflichen Vergegenständlichung ein. Dann hat die Kopula ihren Charakter als Seinsaussage verloren. Aber das ‚ist‘ ist kein Begriff, der ein Bestimmtes meint, sondern der Hinweis aus der Beziehung eines Subjekts zu seinem Prädikat auf ihren gemeinsamen Grund. Die Kopula ist keine Existenzaussage in irgendeinem fixierbaren Sinn von Existenz. Das widerspricht ihrem un-

²⁰ Siehe hierzu G. Marcel, *Journal Métaphysique*, Paris 1927, S. 310.

gegenständlichen, nichtrelationalen Wesen. Sie besitzt gerade soviel existenzstiftende Kraft, als sie aus dem Vollzug des Satzes zu entnehmen vermag, und das wiederum ist fundiert in dem Horizont möglicher Prädikation, über den hinaus auch der Existenzsinn der Kopula nicht reicht. Das Subjekt des Urteils ist seiend in dem Modus des zu ihm gehörigen Prädikationshorizonts, ist also seiend innerhalb des Bereiches möglicher Aussagen. Die Verfälschung ihres Existenzsinnes geschieht gerade aus der Verkennung ihres synkategorematischen Wesens, sobald dieses in irgendeiner Weise festgelegt wird.

Der übliche Gebrauch des ‚ist‘ in der Bedeutung von realem Vorhandensein erklärt sich aus seiner (zufälligen) sprachschriftlichen Fixierung in einem Stadium, als das Denken noch nicht über seine gegenständliche Konkretion hinausgekommen war.²¹ Im Festhalten dieses Sinnes für ein Denken, das auch Nichtwirkliches zu denken vermag, ist dann notwendig ein Mißverstehen des eigentlichen Sinnes der Kopula angelegt.

Diese Auffassung hat nichts mit einem Relativismus zu tun. Sie behauptet nur den notwendigen Horizontcharakter jedes Denkens, der historischen Abwandlungen unterlegen ist in der Weise, daß Sein überhaupt immer in bestimmten Formen des Seienden begriffen wird, d. h. daß der äußerste Horizont nie als solcher gegeben ist, sondern jeweils nach einem bestimmten Verständnis, und daß er, sobald er als ein bestimmter erkannt ist, schon aus einem umgreifenden Horizont verstanden ist. Das in jedem Bestimmten als Seinshorizont Mitbegriffene ist das jeweils Unbedingte an der Grenze des Bedingten (das Wasser, das Apeiron, das Denkbare, aber auch die Geschichte, der Mensch usw.) und das, sobald es näher rückt, umfaßt wird von einem weiteren, jetzt erst als Sein Begriffenen.

Daß hierin ein Relativismus angedeutet liege, gilt nur für den, der die Notwendigkeit des Unbedingten in den gegebenen Bedingungen nicht zu sehen vermag und der durch alle historischen Abwandlungen des Seinsbewußtseins nicht die absolute Forderung des Seins selbst wahrzuhaben vermag. Gerade indem die jeweils bestimmten Gestalten

²¹ Die Kopula war ursprünglich ein Verbum mit anschaulicher Bedeutung (die älteste belegbare Bedeutung von *es-mi = ich bin / ist: ich existiere) und das Substantiv und Adjektiv war Apposition zum Subjekt, die mit dem Prädikatsverbum in innere Beziehung gesetzt war: die Erde ist eine Kugel = die Erde existiert als Kugel. Siehe Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik, Straßburg 1904, S. 627.

von Sein, sofern sie eben dann nur Seiendes sind, transzendiert werden, wird der Relativismus transzendiert, der sich in seiner Blindheit auf einer bestimmten Stufe verabsolutieren will. Weil das absolute Sein gemeint ist, wird das relative, sobald es erkannt ist, als absolutes aufgehoben.

2. Das Richard-Berry-Paradox

Im Jahre 1905 wurde von J. Richard folgendes Paradox aufgestellt²²: Die Menge M der durch eine endliche Anzahl von Worten definierten Dezimalbrüche ist abzählbar. N bezeichne nun eine folgendermaßen definierte Zahl: Wenn die n -te Ziffer des n -ten Dezimalbruches von M p ist, dann sei die n -te Ziffer von N die Ziffer $p + 1$ (oder 0, wenn $p = 9$ ist). Dann ist N von jedem Gliede von M verschieden, aber trotzdem wurde N durch eine endliche Anzahl von Worten definiert. N müßte also sowohl Glied von M sein wie nicht Glied von M .²³ Die Konstruktion dieser Paradoxie beruht auf dem 2. Cantorschen Diagonalverfahren und zieht nur die von Cantor nicht gesehenen Konsequenzen. Wenn es nach diesem Verfahren gelingt, zu jeder Menge aufschreibbarer Dezimalbrüche einen weiteren, darin nicht enthaltenen anzugeben, so bedarf es nur noch des Begriffes der zu einer Definition notwendigen endlichen Anzahl von Worten, um daraus eine solche Paradoxie zu formulieren.

In einer noch einfacheren und durchsichtigeren Form wurde die Paradoxie von Berry dargestellt. „The number of syllables in the English names of finite integers tends to increase as the integers grow larger and must gradually increase indefinitely since only a finite number of names can be made with a finite number of syllables. Hence the names of some integers must consist of at least nineteen syllables and among these must be a least. Hence „the least integer not nameable in fewer than nineteen syllables“ must denote a definite integer in fact 111 777, one-hun-dred-and-e-le-ven-thou-sand-se-ven-hundred--and-se-ven-ty-se-ven (19 Silben) is „the least integer not nameable

²² Siehe hierzu: Lettre à Monsieur le redacteur. Revue Générale des Sciences xv 30. Juni u. Acta Math. xxx S. 295—96.

²³ In einer noch umfassenderen Form hat R. Carnap das R. B. Paradox formuliert. An Stelle der Dezimalbrüche operiert er mit Zahlprädikaten, Prädikaten, zu denen ein Zahlausdruck als Argument gehört. Siehe hierzu Carnap, Die Antinomien u. d. Unvollständigkeit der Mathematik, Monatsh.f.Math. u.Phys. 41, 1934.

in fewer than nineteen syllables“ (18 Silben). But „the least integer not nameable in fewer than nineteen syllables“ can be named in eighteen syllables, which is a contradiction.²⁴

Wie schon A. Koyré sehr schön gezeigt hat, sollte man hier nicht von Paradoxien sprechen. Denn es werden nicht eigentlich zwei sich widersprechende Urteile gegenübergestellt, insofern die fraglichen Begriffe „benambar“ und „definieren“ selbst nicht definiert sind, ihr Sinn in den beiden sich widersprechenden Sätzen also nicht identisch ist. Aber gerade in dieser ihrer „schwachen Seite“ sind die Paradoxien sehr aufschlußreich. Es entsteht die Frage nach dem Sinn der Begriffe: definieren, benennen, darstellen. Daß ein Benennen in beliebig verschiedener Weise geschehen kann, ist unmittelbar verständlich. Ich kann die Zahl a etwa festlegen durch die Anzahl der Buchstaben des Buches y oder als: die Zahl aus n Ziffern bestimmter Art zusammengestellt. Jeweils ist damit eine bestimmte Zahl eindeutig definiert, aber der „endliche“ Weg des Definierens ist nicht derselbe. Solange also der Sinn einer Festlegung nicht definiert ist, tritt kein eigentlicher Widerspruch auf, weil „dasselbe dem selben nicht in derselben Beziehung zukommt.“

Obwohl es also ein Mißverständnis war, von Paradoxien zu sprechen, ist die aufgetretene Problematik äußerst fruchtbar, insofern sie dazu zwingt, den Sinn der fraglichen Begriffe zu untersuchen und zu klären, ob der Begriff „definieren“ selbst auf eine bestimmte Weise definierbar sei.

Es ist in der Mathematik eine Zahl nur sinnvoll, wenn sie definierbar ist. Nun bedient sich jede Definition irgendwelcher Zeichen sprachlicher oder materieller Art. Für beide gilt, daß es solcher diskreter Zeichen höchstens abzählbar viele gibt, sofern man in Atomen und Partikeln denkt, ist die Menge der Zeichen sogar auf das Endliche beschränkt.²⁵

Andererseits kennt die Mathematik infinite und transfinite Zahlen und Mengen, die ein widerspruchsfreies Operieren erlauben, während

²⁴ Entnommen aus A. Koyré, *The Liar*, *Phil. a. phen. Research*, 1946, S. 344f. Ebenda Bar-Hillel, *The Revival of the Liar*. Dazu B. Russell, *Principia Mathematica* I, Cambridge 1925 S. 61.

²⁵ P. Finsler etwa sagt: „Sobald alle Atome der Welt für die Zeichen verbraucht sind, gibt es kein neues mehr“, und der Satz, daß es zu jeder Zahl eine folgende gibt, dürfte hinfällig werden, wenn man auf die Bezeichnung der Zahl durch ein materielles Zeichen besteht. Siehe: *Die Existenz der Zahlenreihe und des Kontinuums*. *Comm. Math. Helv.* Vol. IV, 1932.

es nach jenen Überlegungen unmöglich sein müßte, mehr als abzählbar viele Zahlen zu definieren oder zu bezeichnen. Das Faktum der tatsächlichen Operation mit transfiniten Mannigfaltigkeiten beweist also, daß hier ein Mißverstehen des Sinnes von Definieren vorliegen muß.

Hierzu ist nun grundsätzlich folgendes zu sagen. Anschauung, sowohl als empirisch-wirkliche als auch in ideativer Form, ist uns immer nur als endliche gegeben und vorstellbar. Der von uns wirklich gesehene Raum ist ein endlicher Ausschnitt, die uns zugänglichen materiellen Dinge beschränken sich immer aufs Endliche, die aus dem Alphabet bildbaren Worte und Sätze bilden eine endliche Menge, wenn man die Länge der Gebilde der Verständnismöglichkeit entsprechend beschränkt; alle auf weniger als einer bestimmten Anzahl von Seiten schreibbaren Bücher sind nur endlich viele, usw. Mit der Anschauung sind wir ganz auf das Endliche beschränkt. Die Anschauung ist geradezu der Repräsentant der Endlichkeit. Nun beschränken sich aber die intentialen Funktionen nicht auf die Anschauung, und das diskursive Denken, die Fähigkeit Begriffe zu bilden, ist grundverschieden von dem Intuitiv-Imaginativen. Im Begriff einer Million vermag ich ohne anschauliche Realisierung eine unüberschaubare Mannigfaltigkeit zu „begreifen“, im Begriff der Mächtigkeit a bin ich schon im Unendlichen, mit den Mächtigkeiten c, f befinden wir uns schon im Transfiniten und diese Reihe läßt sich beliebig fortsetzen.²⁶ Durch die Fähigkeit, Begriffe zu bilden, Gesetze zur Konstruktion von Zahlen, sind wir grundsätzlich imstande, das (mathematisch) Endliche zu transzendieren.

Wenn man aber in der Mathematik davon spricht, „daß etwas in endlich vielen Schritten beweisbar sein müsse“, so liegt ein mögliches Mißverständnis nahe. Gemeint ist die Anzahl der Schritte des mathematischen Beweisverfahrens, wie man es mit Tinte und Papier vollzieht; in diesem Verfahren aber können unendlich viele Mannigfaltigkeiten, Vorgänge, Entwicklungen begriffen werden. Bei jeder Limesbildung begreife ich in wenigen Begriffen unendlich viele Dinge. Unsere Operationen als physische Manipulationen und als psychische Vollzüge sind endlich, aber das in ihnen Gemeinte, das geistig Begriffene ist dem Unendlichen geöffnet.

²⁶ Siehe hierzu O. Becker, Mathematische Existenz, Jahrb. f. Phil. u. phänom. Forschung, Bd. VIII, S. 354 über die Konstruktion der Transfiniten mit den dortigen weiteren Verweisen auf entsprechende Literatur.

Dagegen ließe sich nun wieder einwenden, daß diskursives, begriffliches Denken aber immer auf Anschauung bezogen sei. Ein Begriff ist ohne anschauliche Vorstellung nicht realisierbar; er ist „blind“.²⁷ Damit fiel man durch den notwendigen Bezug auf Anschauung doch wieder in die Endlichkeit zurück. Nun steckt aber in dem Begriff dieses Bezuges eine Unklarheit. Darin hat Anschauung nicht die Funktion des Inhaltes. Der Begriff hat nicht anschaulich Vorgestelltes zum Inhalte, obwohl ich, wenn ich einen Begriff denke, auch etwas anschaulich vorstelle. Die Anschauung hat innerhalb des diskursiven Denkens nur eine Haltefunktion: das Denken hält sich an der Vorstellung, ist aber nicht auf sie beschränkt. Im Begriffe meine ich durch die Vorstellung hindurch mehr als diese. Soll ich eine transfinite Zahl denken, so bedarf ich eines Symbols, aber in diesem Symbol ist das Transfinite erst gemeint. Ich denke nicht das Zeichen, sondern durch das Zeichen das im Begriff Gemeinte. Daß es dieses Gemeinte nicht „gebe“, gilt nur, wenn „geben“ gleichgesetzt ist mit realem Vorhandensein.²⁸

Es ist also nicht das Symbol, nicht das reale Zeichen, das meint, bedeutet, definiert, sondern das Denken als intentionales Vermögen denkt durch das Symbol. Das Symbol ist immer in der Verfügung des Denkens. Symbole gibt es überhaupt nur für das intentional sich verhaltende Denken. Etwas *ist* nicht an sich ein Symbol, sondern ich verwende etwas *als* Symbol. Ein Zeichen hat nicht „an sich“ eine Bedeutung,²⁹ sondern es bedeutet für mich etwas. Das Bedeuten ist

²⁷ Neben Kants berühmtem Wort ist hier noch auf eine Stelle aus Leibniz' Dialogus vom August 1677 hinzuweisen (Ausg. Gerhardt, Bd. VII S. 191). „B: Gedanken können doch ohne Worte entstehen . . . A: Aber nicht ohne irgendwelche andere Zeichen . . .“ Siehe auch E. Herrigel, Zur Logik der Zahl, Diss. 1921 S. 8: „Die Zahl hat neben ihrer Rationalität und Apriorität auch einen notwendigen anschaulichen Bestandteil“. In der gleichen Weise äußern sich D. Hilbert, Über das Unendliche, Math. Annalen, 95, S. 171; H. Rickert, Das Eine, die Einheit und die Eins (jede Zahl enthält noch etwas Alogisches) Abh. z. Phil. u. ihrer Geschichte I, 1924; J. Cohn, Anschauung und Begriff, Congr. intern. de Phil. Genève, 1905, S. 401.

²⁸ Daß eine rein formalistische Mathematik, für die es nichts gibt als Zeichen und Operationen, ein Infinites und Transfinites gar nicht anerkennen dürfe, wird hieraus deutlich. Wenn es über das Zeichen hinaus nicht das ideal Gemeinte gibt, wie soll man mit endlich vielen Zeichen und Operationen unendlich viele „Dinge“ begreifen?

²⁹ Hilbert, a. a. O. S. 171.

ihm beigelegt, sofern ich über das Zeichen verfüge. Im Sprechen sprechen wir nicht „Worte“, meinen nicht Zeichen und Laute. Worte, Zeichen und Laute sind gar nicht Gegenstand,³⁰ sondern durch sie wird ein Gegenstand symbolisiert. Dann ist aber das Definieren, Benennen, Bezeichnen nicht mehr eingeschränkt auf eine gegebene Menge materieller, sprachlicher Zeichen, die als solche endlich ist, sondern durch die Begriffskraft des Denkens ist jedes Zeichen unendlich vieler Bedeutungen fähig. Ich vermag mit jedem Zeichen unendlich viele Dinge festzulegen, sofern ich mich intentional auf Unendliches beziehen kann. Diese Möglichkeit aber ist in dem Faktum transfiniter Zahlen erwiesen.

Das Zeichen ist so der Brennpunkt unendlich vieler Bedeutungsmöglichkeiten. „Nicht das Einzelzeichen sagt etwas, nur das System der Zeichengesamtheit kann etwas sagen angesichts der Einzelzeichen.“³¹ Das System der Zeichengesamtheit meint aber das schon jeweils im Sprechenden und Hörenden vorgegebene potentielle Bedeutungsfeld, d. h. mögliche Intentionalität eines Bewußtseins. Insofern jedes Zeichen Zeichen nur für die Intentionalität eines Bewußtseins ist, insofern jedes Bedeuten von einem weiteren Horizont intentionaler Bedeutungsmöglichkeiten abhängig ist, insofern ist das Denken in seinen Möglichkeiten immer reicher als jede vorgegebene Symbolmannigfaltigkeit. Daß einem Dinge eine Symbolfunktion beigelegt wird, geschieht immer schon aus einem Umgreifenden an Symbolmöglichkeiten; daß aber *diese* Funktion ausgewählt wurde, daß es also in seinem Feld festgelegt wurde von umgebenden Nachbarn, das gibt ihm erst seine inhaltliche Bestimmtheit. Denn diese Bestimmtheit entsteht durch Abgrenzung gegen verwandte Funktionen. Es gehört zum Wesen des Zeichens, „daß der Bezeichnungsinhalt und -umfang sich richtet nach der Stellung, die das Zeichen innerhalb der Gesamtheit der übrigen, ihm inhaltlich benachbarten Zeichen einnimmt. Man kann dieses Eingebettetsein in seinen Bedeutungshorizont wohl das Grundgesetz des Zeichenwesens nennen.“³² Dann liegt es aber auf der Hand, daß die Symbolmannigfaltigkeit nie festzulegen und zu begrenzen ist, weil diese Festlegung, etwa in einem Kalkülsystem, schon wieder ihren eigenen Feldhorizont um sich hätte. — Und wenn

³⁰ Pascal, *Pensées*, x677. „Figure porte absence et présence.“

³¹ Jost Trier, a. a. O. S. 6.

³² Jost Trier a. a. O. S. 5.

man innerhalb des strengsten Formalismus gezwungen ist, den Sinn eines Wortes abhängig zu machen von seinem syntaktischen Zusammenhang (Carnap, Logische Syntax der Sprache), so gesteht man mit der immer weitergehenden syntaktischen Verflechtung nach oben die unendliche Vieldeutigkeit der Elemente nach unten zu.

Die Argumentation der Finitisten übersieht also die Vielfältigkeit der Symbolkraft des Denkens. Vor allem läßt sie die Möglichkeit der Reflexion außeracht: die unbegrenzte Vermehrbarkeit der Sätze durch Rückbezug auf schon definierte Sätze, wie es in Demonstrativsätzen geschieht. „Dieser Satz ist ein wahrer Satz“ bezieht sich auf einen bestimmten, der schon definiert ist. Die Bezugnahme, die das eigentliche Vermögen des Denkens ist, kann fixiert, und der Satz von einem anderen, gleichlautenden unterschieden werden durch eine Ordnungsangabe: „dieser n-te Satz ist wahr“. Umgekehrt ist dann die Ordnungszahl direkt zu verstehen als Zahl der Reflexionsbezüge des Denkens. Dem entspricht durchaus die Einführung der Zahl durch Reflexion im 7. Axiom von Zermelo.³³

Argumentiert man nun dagegen, daß die Anzahl der Sätze immer noch aufs Endliche beschränkt bleibe, solange nicht die Existenz unendlich vieler Ordnungszeichen nachgewiesen sei, so sieht man wieder an dem Phänomen der Reflektierbarkeit vorbei: Eine Zahl ist jeweils durch ihre Vorgänger bestimmt. Es ist zur Festlegung einer Zahl keine ganz neue Definition nötig, es genügt der Bezug auf die Vorgänger. Die Erwiderung, daß auch dann noch die Anzahl der Zahlen aufs Endliche beschränkt bleibe, weil die Definition für die Progression der Demonstrativsätze nur endlich viele Zeichen zur Verfügung habe, ist nicht schlagend, weil sie die Möglichkeit der Zusammenfassung vergißt und die mit jeder neuen Zahl immer reicher werdende Kombinationsfähigkeit, wodurch der Prozeß, ähnlich dem Landkartenproblem, in sich selbst transzendierend wird.³⁴

So ist die erste Zahl etwa, die ohne Reflexion nicht mehr definiert werden kann, durch diesen Satz selbst definiert, und zwar ohne Wider-

³³ „Ein Bereich enthält mindestens eine Menge Z , welche die Nullmenge als Element enthält und so beschaffen ist, daß jedem ihrer Elemente a ein weiteres Element der Form (a) entspricht oder welche mit jedem ihrer Elemente a auch die entsprechende Menge (a) als Element enthält.“ Zitiert nach Clauberg-Dubislav, Systematisches Wörterbuch der Philosophie, Leipzig 1923, S. 302.

³⁴ Siehe O. Becker a. a. O., S. 354, wo die Möglichkeiten des Aufbaus der Zahlen dargestellt sind, ebenso Finsler a. a. O.

spruch, weil dieser Satz sie wohl definiert, sich aber dabei der Reflexion bedienen muß, so daß also die Zahl wirklich die erste ist, die ohne Reflexion nicht definierbar ist.

Die Reflexionsfähigkeit des Verstandes, die Fähigkeit der Hervorbringung durch Rückkehr in sich selbst ist die eigentliche Quelle des Reichtums des Denkens. Es gehört zu seinem Wesen einer produktiven Reproduktion.

Die Notwendigkeit der Verwendung der Reflexion zum Aufbau immer weiterer Bereiche ist nur die Konsequenz der Abhängigkeit des Einzelzeichens von seiner syntaktischen Ordnung, oder allgemein des Teiles vom Ganzen. Wenn der Teil seinen Symbolsinn von seinem Ordnungsgefüge her empfängt, so kann umgekehrt der Aufbau nur durch reflektierenden Bezug der Teile untereinander geschehen. Denn in jedem Einzelbezug steckt eine Bezugnahme auf ein mitgedachtes Ganzes. Durch diesen reflektierenden Charakter geschieht der Aufbau stufenweise. Ein jeweils bestimmter Bereich wird durch Bezugnahme auf ihn überschritten und es entsteht ein neuer, weiterer Bereich. Der Aufbau der Zahlen setzt jeweils die wirkliche Konstruktion ihrer Vorgänger voraus. Das Cantorsche Verfahren liefert nicht beliebig definierbare Dezimalbrüche, sondern bedarf eines bestimmten Bereiches, der gegeben sein muß, über den hinaus es dann weitere Elemente anzugeben weiß. Die Bildung der Menge der Teilmengen, die von größerer Mächtigkeit ist als die Ausgangsmenge, setzt diese als schon vorhandene Menge voraus.

Es gibt also nicht beliebig weite Bereiche, sondern zu einem gegebenen bestimmten einen dazu weiteren. Durch das Bestimmte ist jeweils erst die Möglichkeit einer Überschreitung gegeben. Darin drückt sich jene syntaktische Abhängigkeit in umgekehrter Richtung aus. Das Denken braucht aus seiner Diskursivität heraus feste Zeichen, Zahlensymbole, um sich daran zu halten, aber es ist gleichzeitig in seinem Bedeuten schon über die Zeichen hinaus. Es entwirft sich ins Bestimmte hinein, um es dann wieder zu überschreiten.

Das aus seiner eigenen Möglichkeit schöpfende Denken ist in seinem sich Hervorbringen selbst unbeschränkt und damit die Weise des Bedeuten und Definierens mittels bestimmter Zeichen unendlich vielfältig. Jeder in einem Gedanken fixierte Bedeutungsgehalt ist in einem neuen Ansatz überschreitbar und es gibt keine obere Schranke in der Menge möglicher Bedeutungen als das Denken selbst. Nur die Möglichkeit des Denkens als das selbst Udenkbare ist ein Unüberschreitbares.

Für das aus dem Innern des Gedankens kommende Wort gilt noch immer der Vers Hofmannsthals:

„Und dennoch sagt der viel, der ‚Abend‘ sagt“.

Und dieses ‚viel‘ ist nicht einzufangen in irgendeine Wahrscheinlichkeitsrechnung.

3. Der Gödelsche Satz

a) Problemstellung und Formulierung des Satzes

Die Widerspruchsfreiheit eines Axiomensystems ist nur garantiert aus dem Ganzen der daraus herleitbaren Sätze. Ob ein System in sich konsistent ist, ist nur ersichtlich aus der Richtigkeit aller seiner Konsequenzen. Es bedarf also zu einem solchen Nachweis eines Beweisverfahrens, das erlaubt, alle möglichen Folgen zu überschauen, ohne daß, weil es praktisch undurchführbar ist, alle Ableitungen wirklich vollzogen werden. Dies geschieht in einer Metamathematik, im Unterschied zu welcher man von der gewöhnlichen als einer inhaltlichen oder gegenständlichen Mathematik spricht. Dem entsprechen in Bezug auf formale Systeme überhaupt die Begriffe einer Metasprache und einer Objektsprache.

Auf diese Weise gelang es für den einfachen Satz- und Funktionskalkül und ebenso für weite Gebiete der Mathematik den Beweis der Widerspruchsfreiheit zu erbringen.³⁵ Aus Arbeiten dieser Art heraus erwuchs aber ein überraschender Beweis gegen die totale Durchführbarkeit eines solchen metamathematischen Beweisverfahrens. Das Ergebnis dieser Arbeit wurde als Gödelscher Satz bekannt.³⁶

Die formale Betrachtung der Mathematik oder eines logischen Formalismus kann mit immanenten Mitteln seine Widerspruchsfreiheit nicht beweisen; denn solange die Widerspruchsfreiheit selbst nicht schon garantiert ist, ist kein Beweis, der innerhalb des Formalismus gegeben wird, stichhaltig, weil ein möglicher falscher Satz alle anderen Sätze impliziert. Für den gewünschten Nachweis ist also die Verwendung einer Metasprache notwendig. Benötigt man aber zum

³⁵ D. Hilbert und P. Bernays: Grundlagen der Mathematik, Berlin 1939, besonders Bd. II. Ackermann, Zur Widerspruchsfreiheit der Zahlentheorie, Math. Ann. 117, 1940 und: Begründung des tertium non datur, Math. Ann. 93, 1925.

³⁶ K. Gödel, Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I, Monatsh. f. Math. u. Phys. 38, 1931. P. Finsler, Gibt es unentscheidbare Sätze, a. a. O. 16. 1943, S. 310.

Nachweis der Widerspruchsfreiheit die Verwendung einer Metasprache, so ist die Widerspruchsfreiheit dieser Metasprache vorausgesetzt, da sich sonst das Argument gegen diese Sprache selbst kehren läßt. Ist man also durch Verwendung einer Metasprache aus dem Zirkel herausgekommen, so führt diese Beweismethode in einen unendlichen Regreß.

Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, besteht nur die Möglichkeit, den Beweis der Widerspruchsfreiheit eines Formalismus innerhalb dieses Formalismus selbst zu liefern. Damit wäre dann die Widerspruchsfreiheit zusammen mit der Abhängigkeit des Beweises von diesem Formalismus und damit die Konsistenz des Systems bewiesen. Gegen diese Möglichkeit nun richtet sich der Gödelsche Satz.

Wir entnehmen einige Stellen aus der Arbeit Gödels: „Die Satzformel, welche besagt, daß K^{37} widerspruchsfrei ist, ist nicht K -beweisbar; insbesondere ist die Widerspruchsfreiheit von P in P unbeweisbar. (Vorausgesetzt, daß P widerspruchsfrei ist, im entgegengesetzten Fall ist natürlich jede Aussage beweisbar).“³⁸

„Es gibt keinen Beweis der Widerspruchsfreiheit für M^{39} bzw. für A , der innerhalb von M bzw. A formalisiert werden könnte, vorausgesetzt, daß M bzw. A widerspruchsfrei sind.“⁴⁰

Verallgemeinert ließe sich der Satz so aussprechen: In jedem Formalismus ist ein Satz zu formulieren, der innerhalb des Formalismus nicht mehr entscheidbar ist. Wie Gödel zeigt,⁴¹ läßt sich dieser so formulierte unentscheidbare Satz in einem reicheren Formalismus d. h. durch metamathematische Überlegungen entscheiden.

In einem Nachtrag zu dieser Arbeit äußerte sich Gödel zu der Bedeutung dieses Satzes folgend: „Was in dieser Arbeit gezeigt wird, ist, daß es kein System mit endlich vielen Axiomen gibt, welches auch nur hinsichtlich der arithmetischen Gesetze vollständig wäre . . . So-

³⁷ K ist ein formales System.

³⁸ A. a. O. S. 196. Diese Voraussetzung ist sinnvollerweise für alle zu beweisenden Systeme gemacht. Innerhalb eines widerspruchsvollen Systems läßt sich sowohl seine Widerspruchsfreiheit wie auch das Gegenteil beweisen. Daraus ergibt sich, sofern der Gödelsche Satz richtig ist, die merkwürdige Konsequenz, daß ein System bestimmt widerspruchsvoll ist, wenn seine Widerspruchsfreiheit in ihm beweisbar ist. Dagegen besagt die Nichtbeweisbarkeit noch nichts für die wirkliche Konsistenz des Systems.

³⁹ M ist ein formales System.

⁴⁰ A. a. O. S. 197.

⁴¹ A. a. O. S. 174/75.

gar für Systeme, welche unendlich viele Axiome haben, gibt es immer unentscheidbare arithmetische Sätze, wenn nur die Axiomenregel gewissen (sehr allgemeinen) Voraussetzungen genügt . . . Für alle formalen Systeme, für welche . . . die Existenz unentscheidbarer arithmetischer Sätze behauptet wurde, gehört insbesondere die Aussage der Widerspruchsfreiheit des betreffenden Systems zu den in diesem System unentscheidbaren Sätzen. Das heißt, ein Widerspruchsfreiheitsbeweis für eines dieser Systeme *S* kann nur mit Hilfe von Schlußweisen geführt werden, die in *S* selbst nicht formalisiert sind. Für ein System, in dem alle finiten . . . Beweisformen formalisiert sind, wäre also ein finiter Widerspruchsfreiheitsbeweis, wie ihn die Formalisten suchen, überhaupt unmöglich. Ob eines der bisher aufgestellten Systeme, etwa die Principia Mathematica, so umfassend ist (bzw. ob es überhaupt ein so umfassendes System gibt) erscheint allerdings fraglich.⁴²

b) Bedeutung und Konsequenzen

Fragen wir nach dem Sinn und der philosophischen Relevanz dieses Satzes.

Der Gödelsche Satz besagt gar nicht mehr, als in einem philosophischen Grundbewußtsein unmittelbar evident ist; aber er sagt es mit den präzisen Mitteln einer Formalistik, die, wenn sie sich recht versteht, hier ihre eigenen Grenzen findet an dem Apriori eines Bewußtseins überhaupt. Der Satz kommt also in einem gewissen Sinn gar nicht sehr überraschend.

Überlegen wir, was es bedeutete, wenn er das Gegenteil bewiese, nämlich, daß alle in einem System formulierbaren Probleme innerhalb des Systems entscheidbar seien, d. h. wenn er die Vollständigkeit des Systems bewiesen hätte? —

Damit wäre noch nichts getan, solange nicht bekannt wäre, ob das System wirklich widerspruchsfrei ist. Denn in einem inkonsistenten System ist jeder Satz beweisbar. Der gegebene Beweis müßte in seiner Widerspruchsfreiheit selbst erst nachgewiesen werden. Anstatt des Regresses wären wir wieder bei einem Zirkel der Selbstbegründung.⁴³

⁴² K. Gödel, Nachträgliche Bemerkungen . . . zu seinem Satz in: Erkenntnis Bd. II, 1931, S. 151.

⁴³ Dieser Gedankengang nach Reichenbach, Elements of Symbolic Logic, New York 1949, p. 182.

Der Regressus, der also unvermeidlich ist, führt nun aber selbst über jeden Formalismus hinaus. Der Gödelsche Satz besagt, daß der Beweis der Widerspruchsfreiheit eines Systems nur mit Mitteln eines reicheren Systems zu führen ist, wobei für dieses System in Bezug auf seine Widerspruchsfreiheit wiederum dieselbe Forderung gilt. Zu Ende gedacht bedeutete dies, daß ein eigentlicher Beweis absoluter Widerspruchsfreiheit gar nicht zu führen wäre. Wenn ein solcher Beweis aber möglich sein soll, so muß der Regreß ein Ende haben. Einen solchen Abschluß stellte ein System dar, in dem alle finiten Beweisformen formalisiert sind. Um für dieses den gewünschten Beweis zu führen, wäre ein System erforderlich, das selbst nicht mehr formalisierbar ist. Ein solches absolutes, nicht formalisierbares System besitzen wir aber in unserem logischen Bewußtsein überhaupt. Dieses erst ist also ein eigentliches non plus ultra aller Formalismen. Soll also ein formaler Widerspruchsfreiheitsbeweis an irgendeiner Stelle geführt werden, so ist die Existenz eines logischen Bewußtseins überhaupt schon Voraussetzung. Dieses in unmittelbarer Evidenz entscheidende Vermögen ist die letzte Instanz, der logische Ort, von dem aus alle Formalismen ihre Beweiskraft erhalten.

Der Gödelsche Satz bedeutet demnach eine Beschränkung der Möglichkeiten und der Tragweite formaler Kalküle. Wenn diese zuletzt immer auf die Evidenz des Denkens verweisen, so ist das ein Beweis, daß nur die reine, absolute Logik einen sicheren Grund darstellt, auf dem man aufbauen kann. Ein System von Formeln als schärfer zu betrachten, ist ein Irrtum.⁴⁴ Der Gedanke steht über den Formeln und stützt sich auf die Logik. Formeln sind nicht genauer, als sie verstanden werden können. Sie sind nur ein Niederschlag, die Kristallisation des Denkens, und in ihrer Gesamtheit als System ein Instrument in der Verwendung eines logischen Bewußtseins.

Dies ist andererseits nur die Konsequenz der Tatsache, daß jede ‚Kunstsprache‘, jeder Formalismus nur von der Basis einer vorgegebenen verstehenden Sprache aus aufstellbar ist und daß der Aufbau nur möglich ist in einem logischen Bewußtsein überhaupt. Ein Formalismus ist keine *Creatio ex nihilo*, und alle in ihm liegenden Möglichkeiten stellen nur eine Investition dieses Bewußtseins dar. Die zu definierende Sprache kann also nicht genauer sein, als sie in

⁴⁴ P. Finsler, Die Existenz der Zahlenreihe und des Kontinuums, a. a. O., S. 88.

der alten Sprache verstanden werden kann.⁴⁵ Die alte Sprache wird nicht an der formalistischen gemessen, sondern die formalisierte aus den Möglichkeiten eines ursprünglichen logischen Bewußtseins konstruiert. Eine grundsätzliche Defizienz der Logik vermöchte auch der strengste Formalismus nicht zu überwinden.

Daß ein Formalismus von einem logischen Bewußtsein aus konstruierbar ist, ist wiederum nicht gleichbedeutend mit einem Konventionalismus. Von Konvention könnte man hier nur sprechen, wenn man von Logik schlechthin als Konvention sprechen wollte. Der Sinn dieser Konvention ist dann aber als allgemeines Bewußtsein vorausgesetzt. Dieser Sinn gilt selbst innerhalb eines Geltens von Wahrheit, als ein Verbundensein im Denken. Diese Wahrheit ist nicht Konvention, sondern Raum möglicher formaler Konventionen. Sie ist immer schon da, wenn gedacht wird, wenn Logik getrieben wird, wenn Sätze aufgestellt werden.⁴⁶

c) Die Grenzen des Formalismus

Das Ergebnis des Gödelschen Satzes richtet sich nicht gegen den Formalismus als solchen, sondern weist nur seine immanenten Grenzen auf: Formale Wissenschaft, als ein Wissen vom Seienden, führt, bis an ihr Ende gedacht, nicht über sich selbst hinaus, sondern auf den besonderen Charakter von Wissenschaft zurück. Daß er dabei im Grunde eine philosophische Selbstverständlichkeit ausspricht, ist nur eine Bestätigung der inneren Konvergenz aller Wege des Denkens. Er beweist die Unmöglichkeit, daß ein Formalismus für sich selbst existieren, sich von einer verstehenden Sprache freimachen könne, — daß er also auf ein apriorisches Bewußtsein überhaupt angewiesen bleibe. Dies gilt in dreifacher Weise:

Ein Formalismus führt nicht über die Möglichkeiten einer unformalisierten, apriorischen Logik hinaus. Er ist nicht reicher, hat nicht mehr Mittel zur Verfügung, als sie die Logik selbst zu liefern vermag. Es kann durch ihn kein neuer Sinn logischen Geltens in die Welt kommen, wie andererseits auch keiner aufgehoben werden kann.⁴⁷

⁴⁵ Siehe hierzu die Diskussion Koyré-Bar Hillel, a. a. O.

⁴⁶ Zur Frage der Konvention siehe Paul Hertz: Sprache und Logik, Erkenntnis Bd. VII, 1937, S. 309 (Gegen den Konventionsbegriff von Carnap).

⁴⁷ Fast ist man hier versucht, an ein in ganz anderem Zusammenhang gebrauchtes Wort zu denken: Die Logik, wenn sie sich in die Konkretion der Kategorien vertieft, so stellt sie nur ins Licht, was von Anfang war. Kiergaard, Begriff der Angst, Ausg. Diederichs, S. 6—7.

Ein Formalismus ist nicht schärfer, logischer, reiner, insofern auch seine Wahrheiten sich erst vor der Wahrheit des Denkens bewähren müssen. Wohl aber hilft er, die Logik in ihrer Reinheit herauszustellen.

Drittens aber und zugleich wohl der bedeutendste Punkt: Ein Formalismus erhält seinen Sinn als den Sinn seiner Wahrheit immer aus einer umgreifenden Logik. Er ist für sich selbst bedeutungslos, und aus dieser Bedeutungslosigkeit vermag er sich nicht selbst zu erlösen, weil er ohne Wissen von seiner Wahrheit ist.⁴⁸

Letzteres gilt es im weiteren noch zu verdeutlichen. Wir greifen dazu auf eine dem Gödelschen Satze ähnliche Formulierung zurück. „Ist S widerspruchsfrei (S ist eine formale Sprache), so kann ‚analytisch in S ‘ nicht definiert werden. Dasselbe gilt für ‚kontradiktorisch in S ‘ und eine Reihe anderer Begriffe“.

„Soll eine Syntax einer Sprache S den Begriff ‚analytisch‘ (in S) enthalten, so muß sie also in einer Sprache S_1 formuliert sein, die reichere Mittel zur Verfügung hat als S . Dagegen kann ‚beweisbar‘ — ‚unbeweisbar‘ unter Umständen in S formuliert werden. Das hängt von ihrem Reichtum der Ausdrucksmittel ab. ‚Beweisbar‘ ist mit ‚wahr‘ nicht identisch. Darum ist vereinbar: ‚unbeweisbar‘ und ‚wahr‘.“⁴⁹

Damit ist aber ausgedrückt, daß die Wahrheit einer Aussage nur von außerhalb zu verstehen ist. Was wahr und falsch (analytisch und kontradiktorisch) sei, ist in dieser Sprache selbst nicht mehr angebbbar. Es ist also ‚sinnlos‘, innerhalb eines Formalismus nach dem Sinn von wahr und falsch zu fragen, sofern man dabei die Möglichkeit einer Antwort überfrägt. ‚Wahr‘ in einem Formalismus bedeutet immer: wahr in Bezug auf ein zu ihm Umgreifendes. Nach diesem Satz gibt es also in jedem Formalismus ein für diesen Formalismus „sinnloses“ Problem, insofern es sinnlos ist, es innerhalb dieses Systems entscheiden zu wollen. Aber gerade durch die Formulierung des Problems entsteht die Möglichkeit, es in einem an logischen Mitteln reicheren System zu entscheiden. In diesem weiteren läßt sich wiederum ein

⁴⁸ Vergl. A. Tarski: Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen, *Studia Philosophia* 1935. Dazu die Bemerkung Finslers, daß aus dieser Arbeit hervorgehe, daß der Verfasser nicht entscheiden könne, welche der angeführten Sätze tatsächlich wahr und falsch seien. P. Finsler: Gibt es unentscheidbare Sätze? *Comm. Math. Helv.* Vol. 16, 1943, S. 313.

⁴⁹ R. Carnap, Die Antinomien und die Unvollständigkeit der Math., *Mon. Heft f. Math. u. Phys.* 41, 1934.

unentscheidbarer Satz aufstellen, so daß die Frage der Entscheidbarkeit zur Heranziehung immer umfassenderer Formalismen zwingt, d. h. aber: die Frage nach dem Sinn einer Frage ist letztlich nicht aus einem Formalismus selbst entscheidbar. Eine für ein bestimmtes System sinnlose (d. h. unentscheidbare) Frage kann durchaus sinnvoll sein für einen weiteren Bereich an Fragemöglichkeiten.⁵⁰

Aus der Anwendung dieser Gedanken auf alle formalen Systeme überhaupt folgte dann, daß es ‚sinnlos‘ ist, nach dem Sinn von Wahrheit überhaupt zu fragen, denn die Frage ist ohne einen umgreifenden Wahrheitssinn nicht mehr entscheidbar. Oder wie Reichenbach behauptet: „Such unlimited extension of questions originally restricted to special cases represents a procedure which repeatedly has led to pseudo-problems. Thus the question ‚why‘ can reasonably be asked with respect to every physical phenomenon; but it cannot be meaningfully asked with respect to all phenomena simultaneously. In doing so, certain philosophers have formulated the question: why is there something at all and not nothing? Those who claim, that with this combination of words a philosophical question is asked do not realize that they ask nothing.“⁵¹

Aber ‚nichts‘ in Bezug auf ja oder nein ist nicht nichts schlechthin, und philosophische Fragen einzuschränken auf mögliche richtige Antworten heißt am Sinn von Philosophie vorübergehen.

To be or not to be — ist das keine Frage mehr?

Aber zu einer solchen Konsequenz berechtigt kein Formalismus, und es ist nicht mehr der Formalist, der diesen Schluß zieht. In dem Einwand gegen den Sinn eines transzendierenden philosophischen Fragens liegt schon ein Mißverstehen des eigenen Denkens. Was in Bezug auf jeden einzelnen Formalismus gilt, gilt nicht mehr für das Ganze aller Formalismen, — so ist der Einwand gemeint und wohl mit Recht — aber für das Ganze gilt dann auch nicht mehr, daß man nur ‚sinnvolle‘, d. h. entscheidbare Fragen stellen darf. Wird mit dem Übergang von Teilsystemen auf das Ganze die Möglichkeit einer Antwort aufgehoben, so auch die Beschränkung des Sinns einer Frage auf eine mögliche Antwort. Wenn das Ganze kein entscheidbarer Gegenstand ist, so ist doch philosophisch - ungegenständlich zu fragen, so, daß im

⁵⁰ Zur Frage Beweisbarkeit—Wahrheit siehe P. Lévy: *Sur le Principe du Tiers exclu* Rev. de Meth. et de Mor. Bd. 33, 1926, S. 253ff.

⁵¹ Reichenbach a. a. O. S. 199.

Fragen der Sinn des Fragens sich selbst transzendiert, in der Unbeantwortbarkeit sich das Fragen immer tiefer hineinbohrt. Wo die Antwort in Bezug auf eine Bedingung ausbleibt, wird das bedingungslose Fragen erst ernst und dort, wo so ‚sinnlos‘ gefragt wird, wird gerade nach Wahrheit absolut gefragt; absolut aber, d. h.: was nirgends wahr ist, kann doch überall wahr sein.

4) Zusammenfassendes Ergebnis dieser Untersuchungen

Die Zusammenstellung dreier so verschiedener Probleme ist gerechtfertigt aus ihrem gemeinsamen Verweis auf eine von ihnen aus unter jeweils verschiedenen Aspekten sichtbare Situation.

Aus der Interpretation von Ansätzen, die sich als Probleme konkreter Einzelwissenschaften ergaben, entstand durch Heranführen an die äußersten Konsequenzen eine gemeinsame philosophische Problematik. Wissenschaft als konkretes Wissen vom einzelnen Seienden führt dabei nicht über sich selbst hinaus, sondern auf den spezifischen Charakter der Wissenschaft zurück, und indem sie dabei ihre Grenzen findet, verweist sie auf ein anderes, was nicht mehr Wissenschaft ist.

An allen drei Phänomenen zeigt sich die Unmöglichkeit eines universal verstandenen Formalismus, der sich selbst definiert und konstituiert, seinen eigenen Sinn in sich trägt und nichts ihm grundsätzlich Unzugängliches anerkennt. Der Seinssinn der Kopula erwies sich als undefinierbar, die Bedeutungsmannigfaltigkeit sprach-schriftlicher Symbole als unbeschränkt und nicht in einem Kalkül einzufangen, die Hierarchie der Formalismen führte notwendig zu einem nicht formalisierbaren logischen Bewußtsein.

Jeder bestimmte, definit festgelegte Gegenstandsbereich wird in seiner Konstituierung schon transzendiert. Es gibt keinen umfassenden Bereich als Gegenstand selbst. Aber im Transzendieren des jeweilig Gegenständlichen ist ein Ungegenständliches gemeint als Umgreifendes, das in seiner Festlegung seinen umgreifenden Charakter wieder verliert.

Dabei waren diese Ansätze philosophisch aufschlußreich, weil sie die Gebundenheit des Verständnisses von Sein an ein fixiertes Seiendes aufzeigen, gleichzeitig mit dieser Einsicht aber zu einer Auflösung dieses fixierten Seinsbegriffes führen und dabei den Blick auf das Umgreifende freimachen. Nur dieses als das eigentlich Undenkbare ist ein schlechthin Unüberschreitbares für das Denken.

Die Sprache, die jeweils den eigentlichen Problemgegenstand bildete, ist nach Abwehr und Zurechtweisung der universalistischen Formalisierungsversuche wieder zu verstehen als ein sinnlich-geistiges Grundgebilde (wie Hamann sie nannte), unerschöpflich in ihrer Symbolkraft für jeden Formalismus; der Logos eines apriorischen Bewußtseins überhaupt ist das Tragende und Umfassende jedes Sinnes von Logik. Die Weite des Möglichen ist offen aus der ursprünglichen Offenheit des Denkens selbst.

B. Logische Problemansätze

1) Die Zweischichtigkeit des Urteils

Es ist üblich im Urteil von Subjekt und Prädikat zu sprechen. Das Denken hebt im Subjekt an und vollendet sich in der Aussage des Prädikats, und der Urteilsvollzug ist nichts anderes als das Zusammensetzen von Subjekt und Prädikat. Mit dieser in der Kopula angedeuteten Setzung ist das Urteil objektiv geworden.

Nun ist aber der Anfang dem Denken immer schon gesetzt, und es gibt keine Stelle, von der das Denken anheben könnte, ohne daß ihm nicht schon eine ‚Welt‘ vorausläge. Der Ansatz geschieht darum immer schon im Raum vorhandener Horizonte und auch der Versuch der Rückkehr an diesen Ausgang bedeutete nur eine Erweiterung schon vorgegebener Horizonte. Das Subjekt ist schon ursprünglich zusammen mit einer Objektwelt; ein anfängliches horizontloses Subjektsein ist nicht möglich. Das ist die Bedeutung der Transzendentalität der Subjekt-Objekt Spaltung.

Jener Sprachgebrauch ist also fragwürdig und darum erst zu rechtfertigen in zweifacher Hinsicht: wie ist Subjekt und Prädikat zu verstehen aus der Einförmigkeit der Urteilsintention, wie sie im Denken geschieht, und wie ist dann die geometrisch gedachte Vorstellung von Subjekts- und Prädikatsumfang zu revidieren?

Ein Urteil als ein formal fixiertes Gebilde ist zuvor immer schon gedacht von einem denkenden Subjekt. Dieses ist im urteilenden Vollzug zugleich vollziehendes und gedachtes Subjekt, d. h. es ist Subjekt des Denkens und also Subjekt des Gedankens. Der festgehaltene Gedanke aber ist das Urteil. Das eigentliche Urteilssubjekt ist also fundiert im Subjektcharakter des Denkens.

Aus dieser Fundierung wird die eigentliche Setzung des Urteils im Prädikate erst möglich. Sofern Denken immer schon im Raum einer

ihm vorgegebenen ‚Welt‘ geschieht, beginnt es nicht mit einem isolierten Gedanken und wird ein Urteilssubjekt auch nicht als diskreter Begriff gedacht, sondern schon in eine Umgebung hineingesetzt. Die Intention des Denkens geht also über den festgehaltenen Subjektbegriff hinaus und stellt ihn dabei vor einen Hintergrund des mit ihm zusammen Tendierten.⁵² Dieser umgebende Raum ist der Prädikationsbereich des Begriffs. Der so vorläufig fixierte Begriff wird durch seine Fundierung im denkenden Subjekt zum Subjekt des ihn umgebenden Horizonts. Damit ist er erst eigentlich Urteilssubjekt, d. h. Subjekt möglicher Urteile geworden.

Der umgebende Horizont überschreitet zwar den Subjektbegriff, aber als die dem urteilenden Subjekt zugehörige Welt gehört er auch dem Urteilssubjekt zu. Er ist der ‚Umfang‘ des mit dem Subjekt zusammen Seienden. Im Urteilssubjekt ist er aber nur als Anticipation möglicher Urteile gegeben. Indem die Intention des Denkens durch den festgehaltenen Subjektbegriff sich auf die ihm vorausliegende Welt möglicher Dinge richtet, ist diese Welt nur anticipierend dem Subjekt als Prädikat zugeordnet. Die ausdrückliche Fixierung des Subjekts in seinem Bereich geschieht erst im Vollzug des Urteils. Darin als der eigentlichen Prädikation ist aber zugleich da die Vorstellung eines über das Subjekt hinausgehenden Prädikats. — Indem der zum Subjektbegriff hinzugedachte Prädikationshorizont zugleich auch aus der Grundintention des denkenden Subjekts herrührt, intendiert dieses vom Urteilsprädikat aus weiter auf das Subjekt hin. Das Prädikat reicht dabei über das Subjekt hinaus, „es enthält es unter sich“. In seiner Fixierung im Urteilsvollzug isoliert es sich dann zu einem Urteilsobjekt für ein Urteilssubjekt, der Prädikationsbereich verdinglicht sich dabei zu einem Objektbereich. Durch ihre gemeinsame Fundierung in einem denkenden Subjekt sind Urteilssubjekt und -objekt auf sich hin bezogen; sie gehören zueinander. Damit wird erst das Urteil zu seiner Objektivität erhoben, indem es sich als objektiviert, von seinem ‚subjektiven Herkommen‘ abgelöst, versteht.

Vom Urteilssubjekt aus wird das Prädikat als das zum Subjekt gehörende Objekt verstanden. Vom Prädikat aus versteht sich das Sub-

⁵² „Hinter dem Prädikat eines Satzes, der ein Qualitätsurteil ausspricht, steht — für Sprecher und Hörer in gleicher Wirklichkeit und innerer Gegenwartigkeit — das Gesamtfeld der urteilenden Qualitätsbegriffe, aus welchem das hier und jetzt ausgesprochene Wort als ein Teil erst ausgewählt werden muß.“
Jost Trier a. a. O. S. 3.

jekt als das unter das Prädikat fallende. So wird der erste intentionale Bezug des Denkens auf das Prädikat vom Urteilssubjekt ‚verleugnet‘ und dann vom Prädikat aus ebenso das Urteilssubjekt aus dem Intensionsbezug herausgenommen. Subjekt und Prädikat werden nach Umfang und Inhalt verstanden, als Sachen und Verhalte betrachtet und das Urteil als Objektivierung eines Sachverhaltes. Subjekt und Prädikat sind nicht mehr im intentionalen Vollzug zueinander und verlieren durch die Ablösung vom urteilenden Denken ihre Subjektbezogenheit. Mit dieser Ablösung aber ist die Objektivität gemeint. Sie geschieht durch die von zwei Seiten ausgehende Zuordnung eines Subjekts und eines Prädikats. Die ursprüngliche Einförmigkeit der vom Denken ausgehenden Intention wird gebrochen im Urteil, und Subjekt und Prädikat richten sich aufeinander zu. Die Einförmigkeit, die auf das urteilende Subjekt zurückverweist, gibt noch keine Objektivität. Es bleibt noch beim reinen Ausdruck, Vermeinen, Sagen, als einschichtigen Intentionen. Das Urteil kommt daraus erst zustande durch die Brechung in Urteilssubjekt und -prädikat, und in ihrer Zugehörigkeit ist Objektivität gegeben: Das Urteil gibt einen Sachverhalt wieder.

Dem so in seiner Genese verstandenen Urteil wird aber eine bloße Interpretation nach Umfang und Inhalt nicht gerecht. Das nach Umfang und Inhalt vorgestellte Urteil ist gar nicht das gedachte Urteil, sondern in einem gewissen Sinn seine geometrisch projizierte Kopie: das schon gedachte Urteil kann nach Umfang und Inhalt vorgestellt werden. Dies aber ist eine nachträgliche Abstraktion. Im Vollzug des primären Urteilens ist das Prädikat nicht der Begriffsumfang, in dem ein Subjekt gedacht werden kann, sondern der zu einem Subjekt hinzugehörnde Seinshintergrund. Das Sein aber ist nicht nur der Umfang des Seienden.

Das so Umschriebene verstehen wir als die Zweischichtigkeit des Urteils. Damit ist folgendes gemeint. Wenn wir unter Urteil das im Denken in Subjekt und Prädikat objektivierte gegenseitige Bezogensein verstehen, so ist die Möglichkeit des Zustandekommens eines Urteils an die Möglichkeit eines über das Subjekt hinausgehenden intentionalen Bereiches gebunden. Das heißt, das Subjekt muß um sich einen Horizont möglicher Prädikationen haben. In der Sprache einer gegenständlichen Urteilslehre bedeutet dies, daß der beurteilte Gegenstand ein bestimmtes Objekt in einem umfassenden Eigenschaftsbereich sein müsse oder daß er unter die Extension einer gewissen Satzfunktion falle.

Die Einsichtigkeit erlaubt nicht das Zustandekommen eines Urteilssachverhaltes, weil nichts da ist, was sich zueinander ‚verhalten‘ könnte. Das Urteil gewinnt keine sachliche Tiefe, greift nicht zu und bleibt in der Tautologie stecken. Es sagt nichts aus, beurteilt nichts; es sagt nur das Subjekt selbst aus. Erst vom Prädikat aus wird das Urteil erfüllt.

Das besondere Wesen des Urteils als einer zweischichtigen Intentionalität muß sich nun bezeugen an der Aufhebung seines Wesens. Wir nehmen den Urteilscharakter eines Satzes zurück und gewinnen dabei gerade einen Blick in das Wesen dieser Zweischichtigkeit.

Nun gibt es zwei Weisen, wie dies geschehen kann. 1. Indem das Urteil in der Kopula abgebrochen wird und dabei als sogenanntes Existentialurteil verstanden wird und 2. indem die Intention nicht mehr über das Urteilssubjekt hinausreicht, d. h. daß dieses keinen umgreifenden Seinshorizont mehr besitzt. Subjekt und Prädikat fallen zusammen.

In beiden Fällen bedeutet dies, daß das Urteilssubjekt gar nicht ‚ist‘, weil ‚sein‘ immer heißt: Seiendes in einem umgreifenden Sein, wobei der Sinn dieses Seins hergenommen ist aus dem Urteilssubjekt und repräsentiert ist in der Kopula. Durch den Abbruch des Urteils in der Kopula wird das Urteilssubjekt aber aus seinem umgreifenden Prädikationsbereich herausgelöst. Der Gegenstand eines Existentialurteils ‚ist‘ darum nicht im Sinne einer echten Urteilkopula.

Das versteht sich nun so: wird ein Urteil über ein Seiendes in der Kopula abgebrochen, so wird diesem Seienden kein Prädikat zugesprochen. Seiender Gegenstand ist es aber nur in der Prädikation. In dem abgebrochenen Urteil wird also gar nicht über das Seiende als bestimmten Gegenstand geurteilt, sondern über das Sein dieses Seienden. Es wird nicht nach dem Wesen, sondern nach der Existenz gefragt. Der bestimmte Gegenstand ist gar nicht im Blick, sondern nur das Sein des bestimmten Gegenstandes, sofern seine Bestimmtheit als Prädikat weggefallen ist.⁵³ Von seinem Sein aber wird ausgesagt, daß

⁵³ Daß Existentialurteile wie: ‚Der Tisch ist‘ üblicherweise verstanden werden als Existenzaussagen im Sinne von ‚der Tisch ist real, wirklich, vorhanden‘ ist ein sprachwissenschaftliches Problem und ist bedingt in der historischen Fixierung des Existenzsinnes der Kopula in einem frühen Stadium konkreten Denkens. (Siehe Kopulaproblem) Was im Urteil in der Tat ausgesagt ist, ist nicht mehr als das Sein des Subjektseins.

es ,ist‘. Hierin liegt aber keine Aussage mehr, sofern das ausgesagte Sein identisch ist mit dem in der Kopula gemeinten Seinssinn.⁵⁴

Die zweite Weise, wie ein Urteil aufgehoben wird, besteht darin, daß die Urteilsintention nicht mehr über das Subjekt hinausgeht.

Subjekts- und Prädikatshorizont und damit Subjekt und Prädikat sind identisch. Dies ist der Fall, wo das Sein selbst Subjekt ist. Das Prädikat des Seins ist selbst das Sein: Das Sein „ist“.

Beide, den echten Urteilscharakter aufhebende Formen führen also in einem Punkt zusammen. Es ist identisch der Satz: „Der Tisch ist, und: „Das Sein ist“, insofern dort nur das Sein des seienden Tisches gedacht wird. Indem Subjekt und Prädikat des Urteils zusammenfallen oder das Urteil vor dem Prädikat abgebrochen wird, tritt das Sein im Urteil hervor. Die Urteilsintention fixiert, indem sie nicht über das Urteilssubjekt hinauskommt, dieses nicht als einen bestimmten Gegenstand mit seinen Eigenschaften, weil sie ihn nicht zusammen mit einem umgreifenden Horizont möglicher Prädikation setzt. Das Urteil bleibt beim Sein in der reinen Unbestimmtheit.

Im Verschwinden des Gegenständlichen, Auseinandergetretenen wird das Ungegenständliche zum „Gegenstand“ des Urteils. Die Kopula ist die symbolische Mitte zwischen Subjekt und Prädikat, das umgreifende Sein repräsentierend, das im Zusammenfallen beider aus ihr hervortritt.

Nach diesem Verständnis gibt es dann kein eigentlich analytisches und synthetisches Urteil, weil das Urteilssubjekt außerhalb des Urteils inhaltlos ist, aus ihm also nichts analysiert werden kann. Das Urteil bringt aber auch nicht synthetisch etwas zum Subjektbegriff hinzu, sondern *im* Urteil ist das Subjekt erst da zusammen mit seinem Horizont; im Urteil hat der Begriff diese Bedeutung, kommt dem Gegenstand diese Eigenschaft zu.

Urteile sind weder analytisch, noch synthetisch, weil es nicht das dinghafte Subjekt und das umfanghafte Prädikat gibt, sondern den intentionalen Akt des „Aufeinander zu“ von Subjekt und Prädikat. Von hier aus wird der Einwand begreiflich, daß jeder Analyse eine

⁵⁴ Das bedeutet anders ausgedrückt: Über Existenz ist nur von der Essenz her zu entscheiden. Die prädikative Verträglichkeit entscheidet über die Existenzmöglichkeit. Insofern ist also das Existentialurteil kein echtes Urteil. „Existenz ist aussagbar nur von etwas . . . durch Eigenschaft Beschriebenem, nicht von etwas Genanntem.“ H. Weyl, Philosophie der Math. u. Nat. Wiss., Handbuch der Philosophie, Abt. II, 1927, S. 7.

Synthese vorhergehen müsse und daß jede Synthese eine Synthese vorher analysierter Teile sei.

Das Urteil ist diese analytische Synthese und synthetische Analyse in dem ‚Aufeinander-zu-geordnet-sein‘ von Subjekt und Prädikat, welche Subjekt und Prädikat eben erst in diesem Urteil sind.

2. Die Diskursivität des Denkens

Denken als diskursive Intentionalität unterscheidet sich von Anschauung durch das notwendig schrittweise Vorgehen gegenüber dem ‚In-einem-Gegenwärtigsein‘ des Intuitiven. Das Denken entwickelt sich von Punkt zu Punkt. Es ist bedingt jeweils von der Reihe der Gedanken, die zu ihm hinführen, während die Anschauung unmittelbar sich aufdrängt ohne gegenseitige Fundierung ihrer Teilansichten. Das Denken ist eine begründende Entwicklung. Das Denken vermag sich nicht frei hinauszuentwerfen, sondern immer als begründet in einem bedingenden Grund. Das Denken entwickelt sich so, daß es sich als notwendig versteht in seinem Herkommen aus seinen Bedingungen. In seiner Diskursivität liegt aber auch seine Unabgeschlossenheit: jedes Bedingte ist Bedingung eines neuen Bedingten. Das Denken denkt, damit es weiter denken kann, es bringt sich hervor, um sich im Einholen seiner Entwürfe von neuem an sich selbst abzustößen. Das Denken ist sich immer eigene Voraussetzung und jeweils schon mehr als das Gedachte. Darin bezeugt sich die ‚Endlichkeit‘ des Denkens, daß es sich nie einholt, nie zu sich selbst kommt, immer hinter sich zurückbleibt. Das Zu-sich-selbst-Kommen wäre das Ende des Denkens.⁵⁵

Nun besondert sich die Diskursivität in vier eigene Weisen derart, daß allen gemeinsam ein Verhältnis von Bedingung und Bedingtem zugrunde liegt:

1. Grund und Folge,
2. Wahrheit und Wahrheitskriterium
(Urteil und Sachverhalt),
3. Begriff und Begriffenes,
4. Umfang und Inhalt.

⁵⁵ Etwas modifiziert ist dies Prinzip bekannt als Prinzip der Heterologie des Denkens, wie es bei Rickert etwa formuliert ist. Es ist der im Sophistes schon auftauchende Gedanke der Heterotés.

Jeder bestimmte Gedanke ist an das Vorhandensein dieser Verhältnisse gebunden. Sie sind Grundweisen, durch die das Denken erst in seiner Eindeutigkeit und Entscheidbarkeit gewährleistet ist. Jeder bestimmte Gedanke muß sich als begründet ausweisen können; zu jeder Wahrheitsentscheidung ist ein Kriterium als entscheidende Instanz notwendig; jedes Denken ist an begriffliche Symbolik gebunden, durch die erst Objektivität garantiert ist; jede formale Syllogistik geschieht nach den Regeln der Ordnung von Umfang und Inhalt.

In allen diesen Weisen ist eine Dependenz vorhanden, die sich in einem Verhältnis ausdrückt, hinter dem ein Gemeinsames beider Relate gesucht werden kann; die Eindeutigkeit und Bestimmtheit des Denkens aber ist an das Verhältnis mit seinen auseinandergetretenen Relaten gebunden. Das Eintreten einer Folge ist nicht mehr entscheidbar, wenn die Folge sich selbst zum Grunde hat. Der Gedanke kehrt damit in sich zurück, aber nicht als zu einem Bedingten und Begründeten, sondern in einem leeren auf-der-Stelle-Treten. — Die Wahrheit (Richtigkeit) eines Urteils ist nicht mehr beurteilbar, wenn in dem zu Beurteilenden gleichzeitig das Kriterium des Wahrseins enthalten ist. Dem Wesen der Diskursivität zufolge bedeutet ‚Wahrsein‘ immer: Wahrsein in einem als wahr gesetzten Sinn, d. h. nach einem Kriterium. Die Wahrheit des Kriteriums entscheidet sich wieder aus einem anderen Kriterium. — Mit dem Zusammenfallen von Begriff und Begreiftem verliert das Denken seinen Gegenstand, und das Begreifen begreift das Begreifen, ohne daran ein festes Objekt zu finden. Es gibt keine Objektivität mehr. — Mit dem Ineinssetzen von Umfang und Inhalt eines Begriffes ist über die Zugehörigkeit eines Inhaltes zu einem Umfang nicht mehr zu entscheiden, weil der Umfang vom Inhalt her bestimmt ist, nun aber auch der Inhalt vom Umfang bestimmt wird.

Die besonderen Weisen der Diskursivität sind nun zu verstehen aus einer grundsätzlichen Bedingtheit des Denkens, aus der sich die faktischen Bedingungsverhältnisse erst als Folge ergeben.

Dem Bedingten ist die Bedingung vorausgesetzt, der Bedingung aber die Unbedingtheit des Bedingungsverhältnisses. In der Faktizität des Bedingungsverhältnisses liegt also der Hinweis auf ein vom Denken selbst Unbedingtes, durch das ein konkretes Verhältnis erst gesetzt wird. Ohne diesen vorgegebenen Ansatz könnte sich eine konkrete Gedankenentwicklung noch gar nicht anbahnen. Das Denken ist also grundsätzlich auf ein ihm Vorgegebenes angewiesen. Dieses Vorge-

gebene ist sein Gegenstand, worauf das Denken als Mittel immer erst abzweckt. Aus seiner primären Gerichtetheit auf einen Gegenstand folgt erst die Gerichtetheit seiner diskursiven Entwicklung. In dieser Gegenstandsbezogenheit haben wir also das eigentliche Wesen des Denkens vor uns, seine Intentionalität. Dieses Intentionalitätsverhältnis ermöglicht erst die konkreten diskursiven Verhältnisse und darin gründen alle weiteren Bestimmungen des Denkens als Möglichkeiten seines diskursiven Fortschreitens.

Das Fortschreiten im Denken gleicht dem Gehen, das erst auf zwei Beinen möglich wird. Gibt es also Möglichkeiten, die diese Zweigliedrigkeit der Verhältnisse aufzuheben erlauben, so ist damit das Denken in seinem diskursiven Wesen zerstört. Es verliert Eindeutigkeit und Entscheidbarkeit und ist damit gegenstandslos geworden.

Wird aber die allen vier Formen gemeinsame Grundweise von Bedingung und Bedingtem aufgehoben, so ist damit angedeutet, daß das in Frage Stehende als unbedingt, nicht mehr in Bezug auf die Bedingungen des Denkens, sondern absolut verstanden sein will. Die progressive Entwicklung, wie sie im diskursiven Denken geschieht, wird nun zu einem totalen, auf keine Weise restringierten Transzendieren. Alle Stationen in einem durcheilend, richtet sie sich jetzt auf ein Umgreifendes, wie es in jedem bestimmten Verhältnis in Bedingung und Bedingtes auseinandergetreten gemeint war. Ohne seine diskursive Gerichtetheit verliert das Denken auch seine gegenständliche Richtung.

Betrachten wir auf dieses Umgreifende hin die vier Weisen der Diskursivität, so finden wir, daß alle vier über ihre gegenständliche Bedeutung hinaus entsprechend transzendenten Sinn haben: Grund schlecht hin, Wahrheit überhaupt, Bewußtsein überhaupt, Totalität. Aus der Diskursivität herausgenommen drücken sie ein Absolutes aus. Die absolute Wahrheit muß, wenn sie gegeben ist, zugleich die Überzeugung dieser Wahrheit sein, d. h. das Kriterium ihres Wahrseins muß in ihr selbst mitgegeben sein. Der Grund schlechthin steht zugleich auch als Grund für sich selbst.

Die Anstrengung des diskursiven Denkens, die Anspannung des Wissenwollens zieht uns nicht zum Absoluten. Die unendliche Verlängerung der Kette des Wissens führt nie zum Unwißbaren. Das Absolute ist zwischen den Gliedern. Gibt es eine Öffnung, ein Zerreißen der Kette?

3. Gegenstand und Widerspruch

a) Der Begriff des Gegenstandes

Es geht uns hier nicht darum, die ganze Problematik eines gültigen Gegenstandsbegriffes aufzurollen. Er ist sinngemäß jeweils aus dem Problemzusammenhang, für den er bestimmt ist, zu entwickeln.

Es kommt uns darauf an, die modale Beziehung zwischen Gegenstand und Widerspruch im Urteil herauszustellen. Was besagt eine widerspruchsvolle Aussage für den Gegenstand dieser Aussage?

Das Wesen jeder gegenständlichen Bestimmung liegt in ihrer Eindeutigkeit. Der Begriff der Eindeutigkeit führt uns zurück zu ihrem Ursprung als dem Grund der Möglichkeit der Eindeutigkeit. Dieser liegt in der Einheit, sofern die Einheit des Gegenstandes seine Eindeutigkeit ermöglicht. Die Einheit des Gegenstandes geht aber zurück auf die Einheit der Apperzeption. Diese Apperzeptionseinheit macht aber noch nicht die Eindeutigkeit aus. In der Apperzeption ist nur die reine Einheit des Erfassens des entgegenstehenden Mannigfaltigen gegeben. Diese Einheit ist also nicht die Kategorie der Einheit, wie Kant schon bemerkte,⁵⁶ sondern die Voraussetzung, von der her kategoriale Einheit erst denkbar wird.

Diese kategoriale Einheit ist eine Einheit des Geltens, sofern die Kategorien Einheiten der Allgemeingültigkeit in einem Bewußtsein überhaupt sind. Dieser Geltungscharakter erscheint aber im Begriff der Eindeutigkeit. Das, was Eindeutigkeit fordert, muß, soweit diese Forderung gilt, Geltung haben. Die Eindeutigkeit ist also das der kategorialen Einheit spezifisch zukommende Einheitsmoment, sofern eben die Kategorien in ihrem Geltungssinn fundiert sind.

Gelten kann es aber nur geben in einem Horizont, innerhalb dessen dieses Gelten gefordert wird, d. h. nur durch die Fundierung eines umgebenden Ganzen. Die Einheit der Apperzeption als der mögliche Horizonte erst begründende Ursprung kann also selbst keinen Geltungscharakter besitzen. Die Apperzeption ist vielmehr das, für was es so etwas wie Gelten überhaupt gibt. Sie ist gerade der den Sinn kategorialen Geltens umreißende Horizont.

Die Horizontbezogenheit des kategorialen Geltens weist sich aus in der Fundierung der Kategorien in den zugehörigen Kategorialurteilen, d. h. in dem Angewiesensein der Kategorialbegriffe auf einen Urteils-

⁵⁶ Kant, Kr. d. v. V. B 131.

zusammenhang. Diese Fundierung bildet wiederum die Möglichkeit der empirischen Ableitung der Kategorien aus den jeweiligen Urteilsfunktionen.

Die kategoriale Einheit als Eindeutigkeit verstanden verlangt also notwendige Horizontbezogenheit und das meint, daß es ‚Deutigkeit‘ nur zusammen mit einem Deutenden und Gedeuteten gibt. Dieses Deutende, Geltung zuweisende kann nicht wieder ein Gedeutetes sein; es muß also ein sich selbst Deutendes sein. Dies ist aber das Urteil. Im Urteil wird ein Geltungssinn allererst aufgeworfen, der nicht wieder von einem anderen hergenommen wird. Das Urteil ist die kleinste selbständige Sinneinheit. Eindeutigkeit kann es also nur im Urteil geben. Das im Urteil Gedeutete ist aber der Gegenstand des Urteils. Dieser Gegenstand ist also durch seine Eindeutigkeit an die Eindeutigkeit möglicher Urteile gebunden. Eindeutig ist also der Gegenstand nur im eindeutigen Urteil, — und sofern das Wesen kategorialer Gegenständlichkeit in ihrer Eindeutigkeit liegt, ist dieser Begriff von Gegenständlichkeit nur innerhalb des Urteils aufrechtzuerhalten.

Auf den Ausgang zurücklenkend, nimmt die Eindeutigkeit (bzw. Gegenständlichkeit) ihren Einheitscharakter also von der Einheit der Apperzeption her. Sie ist die aus dem Durchhalten der apperzeptiven Einheit im Urteil (Synthesis von Subjekt und Prädikat in einem Bewußtsein) abgeleitete Geltungseinheit. Sie ist eine Einheit nach der Synthesis, nicht eine Einheit vor und zur Synthesis. Sie ist keine gebende, sondern empfangene Einheit.

Diese Fundierung begründet dann aber auch die Möglichkeit der Ablösung der kategorialen von der apperzeptiven Einheit. Die Auflösung der Urteilseindeutigkeit wirkt nicht auf die Apperzeptionseinheit zurück. Die nie gegenständlich thematische Horizonteinheit der Apperzeption wird von der Zerstörung der gegenständlichen Einheit (Eindeutigkeit) nicht betroffen. Sie kann, sofern sie thematisch, d. h. als Gegenstand nie gegeben ist, auch niemals von der gegenständlich-thematischen Auflösung einer Kategorie berührt werden. Denn auch diese kategoriale Auflösung findet noch innerhalb des Horizontes der Einheit der Apperzeption statt als eine negative Bezugnahme auf eine apperzeptive Möglichkeit.

Aus der Art und Weise der bisherigen Untersuchungen lag dieser vorbeschriebene Gegenstandsbegriff schon nahe. In der Erörterung des Kopulaproblems wurde die Prävalenz des Satzes vor dem Begriff behauptet. Dem Begriff wurde seine Bedeutung erst im Zusammenhang

des Satzes zugesprochen. Im Abschnitt über die Zweischichtigkeit des Urteils wurde gegen die Isolierung des Subjekts- und Prädikatsbegriffes Stellung genommen. Darin war die Vorstellung von einem Begriffsgegenstand eingeschlossen, der erst im Urteil selbst Gegenstand wird. „Das, worauf ich im Satz eingestellt bin, konstituiert sich erst im Satz.“⁵⁷

Der Gegenstand ist das, als was er im Urteil beurteilt wird. Er ist der Inbegriff aller über ihn möglichen Urteile. Er reicht gerade so weit, als er Gegenstand von Urteilen ist.

Ein so verstandener Gegenstand ist dann Objekt jeder analytisch deduktiven Wissenschaft, sofern diese Wissenschaft aus wahren Sätzen besteht, die entweder einen originären ‚Sachverhalt‘ ausdrücken oder sich aus solchen Sätzen nach analytischen Regeln herleiten lassen. Der Sinn dieses Gegenstandsbegriffes reicht aber auch nicht über den Bereich einer so verstandenen Wissenschaft hinaus.

Dem steht nun eine Auffassung gegenüber, für die Gegenstand einen außerpropositionellen Sinn hat und die sich in folgenden Bemerkungen Kants ausspricht: „Es ist aber klar, daß, da wir es nur mit dem Mannigfaltigen unserer Vorstellungen zu tun haben, und jenes X, was ihnen korrespondiert (der Gegenstand), weil er etwas von allen unseren Vorstellungen Unterschiedenes sein soll, für uns nichts ist, die Einheit, welche der Gegenstand notwendig macht, nichts anderes sein könne als die formale Einheit des Bewußtseins in der Synthesis des Mannigfaltigen der Vorstellungen. Alsdann sagen wir, wir erkennen den Gegenstand, wenn wir in dem Mannigfaltigen der Anschauung synthetische Einheit bewirkt haben.“⁵⁸

Darin ist also einmal die Rede von einem Korrespondierenden, aber von allen Vorstellungen (Urteilen) Unterschiedenen, welches darum für uns ‚nichts‘ ist, also auch nicht Gegenstand ist, und von einer Einheit der Synthesis des Mannigfaltigen der Vorstellungen, worin der Gegenstand erkannt wird, worin er also als Gegenstand für uns existiert. Diese Einheit der Synthesis des Mannigfaltigen ist nichts anderes als die Einheit möglicher Kategorialurteile. Und diesem kategorialen, das heißt propositionellen Gegenstand wird ein korrespondierender Gegenstand X außerhalb aller kategorialen Vorstellungen gegenübergestellt.

⁵⁷ A. Grote, a. a. O. S. 75.

⁵⁸ Kant Kr. d. r. V. A 104 — 105.

Wenn wir unseren Begriff des Gegenstandes aus dem Begriff des Urteils abgeleitet haben, so könnten wir ihn jetzt auch als auf die formale Einheit der kategorialen Synthesis bezogen denken, insofern die Kategorien die Begriffe von einem Gegenstande überhaupt sind, wodurch dessen Inhalt an Hand einer Urteilsfunktion zur Einheit bestimmt wird.⁵⁹ Wenn aber andererseits die einzelnen Kategorien aus den Urteilsfunktionen abgeleitet sind und eine formale Einheit auch nur innerhalb eines Urteils bewirken, so ist der vom Urteil her gewonnene Gegenstandsbegriff ursprünglicher und allgemeiner.

In Bezug auf Ursprünglichkeit ist also ein Gegenstand im Urteil noch denkbar, wenn es kein Mannigfaltiges der Anschauung und insofern auch keine kategoriale Einheit mehr gibt. Und über beide Begriffe vom Gegenstand hinaus reicht dann noch einmal jenes X, das weder in der Anschauung gegeben, noch im Urteil gedacht wird.

b) Der Begriff des Widerspruchs

Wir versuchen wieder nicht etwa eine exakte Formulierung des Satzes vom Widerspruch zu geben. Er läßt sich nicht einwandfrei formulieren, ohne daß er nicht schon zuvor mitgemeint wäre in jedem der verwendeten Begriffe.

Darum besteht jede Formulierung des Satzes eigentlich schon in einer Verifizierung an einem allgemein gewählten Gegenstand.⁶⁰ Er ist jeweils im Denken schon vollzogen, auch wo er noch nicht in Form eines Satzes bewußt geworden ist.⁶¹

⁵⁹ Siehe Kant Kr. d. r. V. B 128—129.

⁶⁰ An jeder der formalistischen Formulierungen ist dies zu verdeutlichen, etwa: A sei Symbol eines in Bezug auf ein Axiomensystem der Logik sinnvollen Satzes. Der Satz: „Das logische Produkt von A und non A ist falsch“ heißt alsdann „Satz des Widerspruchs“. Ebenso an der aristotelischen Formulierung: Es ist unmöglich, daß dasselbe demselben in derselben Beziehung zugleich zukomme und nicht zukomme. Der Satz ist jeweils schon enthalten in dem ‚Falsch‘ und dem ‚Unmöglich‘. Es wird nicht der Satz als reine Bedeutung ausgesprochen, sondern an Hand formaler Gegenstände die Notwendigkeit seines Geltens einsichtig gemacht, also eher über die Gegenstände unter dem Prinzip etwas gesagt als über das Prinzip selbst. Der Satz läßt sich nur tautologisch beschreiben: ich kann einen Widerspruch nicht denken, ohne daß ich im Denken mir widerspreche.

⁶¹ Zum historischen Ursprung des Satzes vom Widerspruch: Ernst Hoffmann: Der hist. Ursprung des Satzes vom Widerspruch. Sonderdruck aus der Zeitschr. Sokrates, Heidelberg 1923.

Es ist die Frage nach dem Sinn und der Zuständigkeit dieses Satzes zu stellen. Dabei werden nun von philosophischer Seite zwei grundsätzlich verschiedene Meinungen vertreten. Man spricht von einem Widerspruch in der Wirklichkeit, in der Realität, im Gegenstand (Realrepugnanz) oder von einer ontologischen Bedeutung des Widerspruchs und andererseits von einem Widerspruch im Denken, im Urteil, in der Beurteilung des Gegenstandes der Wirklichkeit, von einem rein logischen Sinn des Widerspruchs.

Es gilt zu untersuchen die Gültigkeit einer solchen Einteilung, und es ist zuerst zu fragen, inwiefern es möglich ist, von einem Widerspruch im Wirklichen zu sprechen.

Wirklichkeit ist uns zugänglich auf zwei Weisen: in der Anschauung und im begrifflichen Denken. Anders hat es für uns keinen Sinn, von Wirklichkeit zu sprechen. Nun ist aber die Anschauung in ihrem Wesen gar nicht diskursiv, sondern schlechthin gegeben. In ihrer originären Gegebenheit aber hat sie keinen Geltungssinn, sie bedeutet nichts, meint nichts; sie geht auf in ihrem Gegebensein. Darin aber ist sie ein jeweils Bestimmtes, das bezuglos neben oder nach einem anderen steht. So etwas wie ein Widersprechen des einen und des anderen ist also nicht möglich, sofern darin eine Beziehung gemeint ist. Als nicht mehr ‚dieses‘ ist es nicht mehr gegeben und kann auch nicht eine Kontradiktion ausdrücken. Von einem Widerspruch in der Anschauung kann also im strengen Sinne nicht gesprochen werden.⁶²

Ist aber gemeint ein Widerspruch in der begrifflichen Erfassung von anschaulich Gegebenem, so liegt hier ein Mißverständnis nahe. Es ist entweder gemeint ein Widersprechen von Anschauung und begrifflicher Struktur oder ein Widerspruch in den sich auf Anschauung beziehenden Urteilen. Im ersteren Fall kann in einem strengen Verstand wieder nicht von Widerspruch die Rede sein. Gemeint ist die qualitative Verschiedenheit von Anschauung und diskursivem Begriff. Anschauung ist ihrem Wesen zufolge nicht vollkommen logisch strukturierbar, ihre Kontinuierlichkeit ist mit diskreten Begriffen letztlich

⁶² „Ich habe allerdings geglaubt, daß nur Aussagen und Annahmen, soweit sie durch Schlüsse auf Aussagen führen, einander widersprechen könnten, und mir erscheint die Auffassung, als könnten die Tatsachen und Ereignisse selbst miteinander in Widerspruch geraten, als das Musterbeispiel einer Gedankenlosigkeit.“ D. Hilbert, Über das Unendliche. Math. Ann. 95, 1926, S. 163. O. Becker sagt, daß „keine unentscheidbaren Alternativen *an sich* bestehen“. Math. Existenz Jbch. f. Phil. u. phän. Forschung Bd. VIII, S. 508, Anm. 1.

nicht zu durchdringen. Hier haben die meisten als Paradoxien der Anschauung bekanntgewordenen Phänomene ihren Ursprung, von Achilles und der Schildkröte bis zum modernen Kontinuumproblem. Es gibt aber dabei kein eigentliches Widersprechen als ein Widerstreiten zweier intentionalen Bedeutungen. Es ist vielmehr ein Hervortreten der Wesensverschiedenheit von diskretem Denken und Kontinuität der Anschauung.

Ist der Widerspruch verstanden in den auf Anschauung sich beziehenden Urteilen, so ist er als Widersprechen beschränkt auf die begriffliche Seite. Der Widerspruch ist nicht in der Anschauung, sondern in Urteilen über anschaulich Gegebenes widerstreitet sich das Denken.

Jene Auffassung von einem Widerspruch im Wirklichen, wie sie etwa von Nic. Hartmann, A. Liebert und E. Frank vertreten wird,⁶³ hat sich also als ein Mißverstehen herausgestellt. Von einem Widerspruch ist sinnvoll nur zu sprechen im Denken als dem Vollzug eines Urteils.

Wir kommen also auf diesem Wege zu einem bestimmten Verständnis dessen, was mit einem Widerspruch gemeint sein kann. Er ist beschränkt auf ein möglicherweise Mehrdeutiges und das bedeutet auf das diskursive Denken und ist zu verstehen als ein Widersprechen von Urteilen in Bezug auf ein Gemeintes. Es widerspricht nicht ein Wirkliches, ein Ding, ein Sachverhalt, sondern nur Urteile über solches Wirkliche sind möglicherweise widersprechend.

c) Die Aufhebung des Gegenstandes im Widerspruch

Damit sind wir in eine gewisse Nähe zu dem oben festgehaltenen Begriff eines Gegenstandes gelangt. Gegenstand war verstanden als ein im Urteil Gegenständliches. Als Gegenstand ist er nur existent im Urteil. Nun bedeutet aber ein Widerspruch, daß zwei sich widersprechende Urteile gefällt werden, d. h. daß eigentlich von zwei Gegenständen die Rede ist; der gemeinte eine Gegenstand ist in zwei beurteilte aufgespalten. Die Einheit des Gegenstandes, seine Eindeutigkeit ist zerstört. Diese aber war verstanden als die Grundkonstitution

⁶³ A. Liebert, *Geist und Welt der Dialektik*, Berlin 1929, S. 231. Erik Frank, *Das Prinzip der dialektischen Synthesis und die Kant. Philosophie*. Kantstud. Ergänzungsheft 21, S. 8. N. Hartmann spricht direkt von Antinomien der Vernunft und Antinomien im Sein. Letztere allein seien echte Antinomien und unauflösbar.

des Gegenstandes, die aus der Einheit der Urteilsintention entspringt und letztlich in einer Einheit der Apperzeption begründet ist. Diese ‚Eindimensionalität‘ der Intention, die als ein unerklärliches Konstituens da ist, macht das Zusammen zweier Urteile am selben Gegenstand erst zum Widerspruch, denn ihr entspricht ein logisch eindimensionaler Gegenstand, der ohne ‚Tiefe‘ ist, in der ein kontradiktorisches Urteil Platz fände. Wir vermögen in einem zwei Dinge anzuschauen, aber nicht zwei Urteile zu realisieren.⁶⁴

In dem Begriffe der ‚Aufhebung‘ eines Gegenstandes im Widerspruch ist also gemeint die Zerstörung seines im eindeutigen Urteil konstituierten Wesens. Gegenüber der üblichen Formulierung des Satzes vom Widerspruch, es könnten einem Subjekt nicht zwei kontradiktorische Prädikate im gleichen Sinne zugesprochen werden, ist die Betonung also vielmehr auf die Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung seines Gegenstandscharakters zu legen. Die Aufhebung seines Gegenstandscharakters bedeutet aber die Unmöglichkeit weiterer Prädikation, welche nur an *einem* Gegenstand in *einem* Urteil möglich ist. Sofern also Gegenstandsein heißt: Gegenstand eines Urteils sein, bedeutet die Aufhebung des Gegenstandes Aufhebung der Urteilsmöglichkeit und der Widerspruch ist zu verstehen als die Aufhebung des Urteilsgegenstandes im Abbruch weiterer Prädikationsmöglichkeiten. Sofern Gegenstand zu verstehen ist in einem Horizont möglicher Urteile, ohne welchen er nicht mehr intentionaler Gegenstand ist, ist der Widerspruch die Zerstörung dieses Horizontes. ‚Ein in widersprechenden Urteilen gedachter Gegenstand existiert nicht‘ bedeutet demnach im Grunde: er ist nicht mehr denkbar als Gegenstand eines weiteren eindeutigen Urteils. Zwei widersprechende Urteile über denselben Gegenstand sind ‚denkbar‘, solange nicht gefordert wird, diesen weiterhin in *einem* Urteil zu denken, d. h. ihn als Gegenstand weiterer Prä-

⁶⁴ Im ‚Objektiven‘ kann der Widerspruch nur aufgehoben werden, indem der Gegenstand des Widerspruches aufgehoben wird, weil zufolge der Weise unserer Erkenntnis im Objektiven die Essenz vor der Existenz kommt, d. h. weil wir die Dinge an ihrem Wesen erkennen. Wo aber im Widerspruch dieses Wesen aufgehoben ist, kann auch keine Existenz gedacht werden.

Im ‚Subjektiven‘ des Existierens aber kommt die Existenz vor der Essenz, weil das Sein der Existenz das Existieren ist und ihre Essenz sich erst aus ihrem Für-sich-sein ergibt. Dem Im-Widerspruch-sein ist das Sein im ‚Subjektiven‘ schon zuvor. Das Im-Widerspruch-sein ist das nicht aufgehobene Sein der Existenz.

dikationen zu denken. Dieses aber wird von ihm gefordert, sobald von ihm als ‚Gegenstand‘ die Rede ist. Seine Aufhebung geschieht also von seinem Horizonte her, in dem er und aus dem er konstituiert war.⁶⁵

Insofern mit der Einheit der Synthesis die kategorialen Einheit der Vorstellungen, wie sie sich im Urteil ausdrückt, gemeint ist, bedeutet der Widerspruch die Aufhebung der Einheit der Vorstellungen und damit des in den Vorstellungen betrachteten Gegenstandes. Der durch die kategoriale Form des Verstandes gedachte Gegenstand wird also durch möglichen Widerspruch mitbetroffen. Durch Aufhebung seiner kategorialen Struktur, seiner Einheit, ist er als Gegenstand eines Bewußtseins aufgehoben; seine Konstituierung, in der er als ein jeweils durch diese Kategorie so bestimmter gegeben wurde, ist zurückgenommen.

Über diesen Begriff von Gegenstand hinaus ist nun aber ein anderer möglich, wie er in der zitierten Stelle von Kant gemeint ist als das X, das den Vorstellungen korrespondiert, und der als ein etwas außerhalb der Einheit der Synthesis zu denken ist.

⁶⁵ Diese vom Horizont her geschehende Aufhebung des Gegenstandes ist zu verdeutlichen am Beispiel der Mathematik. Die reine Mathematik besteht in der lückenlosen Konstruktion wahrer Sätze aus einem System möglichst weniger anderer Sätze nach formalen Regeln. Die Wahrheit (Richtigkeit) der Sätze ist immer nur gewährleistet im Kontext der anderen Sätze, d. h. die Richtigkeit einer Deduktion ist abhängig von der vorhergehenden Deduktion. Der einzelne Satz ist nur wahr, wenn der Zusammenhang des Ganzen der ihn begründenden Sätze besteht, d. h. wenn für jeden dieser vorausgehenden Sätze das gleiche Wahrheitskriterium in Bezug auf die ihm vorausgehenden Sätze gilt. Das aber bedeutet: der Sinn jedes Satzes besteht in der dadurch geschaffenen Möglichkeit, einen weiteren Satz zu deduzieren. — Da nun jeder Widerspruch von der Form ist $a \neq a$, so läßt sich kein eindeutiger Satz mehr aufstellen von der Form $a = b$, oder anders ausgedrückt: da ein falscher Satz alle Sätze impliziert, ist aus einem falschen Satz, der letztlich immer von der Form ist $a \neq a$, kein richtiger Satz mehr ableitbar. Die Deduktion führt immer zu dem Ausgang zurück $a \neq a$. In einer gewissen Weise kann man sagen, daß der Widerspruch nicht als solcher unmöglich ist, sondern weil er eine Weiterführung des mathematischen Verfahrens unmöglich macht. Ohne den Deduktionszusammenhang und den Anspruch der Fortsetzbarkeit könnte ein Widerspruch als Bestandteil der Mathematik noch ‚gedacht‘ werden, aber eben als Grenze, als Abschluß ohne Horizont. Das aber widerspricht ihrem deduktiven Wesen: zu beweisen, damit noch weiter bewiesen werden kann. Die Anerkennung des Widerspruches bedeutete also die Aufhebung der Möglichkeit von Mathematik als eines mathematisierenden Tuns.

Siehe hierzu O. Becker, Mathematische Existenz, Jbch. f. Philos. u. phän. Forschung VIII, S. 35.

Als ein außerhalb der Einheit der Vorstellungen verstandener ‚Gegenstand‘ *X*, der damit nicht eigentlich Gegenstand ist — er ist ‚nichts‘ für uns — ist er aber dann auch nicht betroffen von der Auflösung der kategorialen Einheit. Er wird als solcher nicht berührt von dem im Urteil sich ausdrückenden Widerspruch. Der nicht-propositionelle Gegenstand wird von der Kontradiktion gar nicht getroffen, sie zielt nicht auf ihn in seiner Existenz, er ist nicht kommensurabel zur Urteilsverneinung, obwohl er durch diese gerade erschlossen sein kann.

Es bedeutet der Widerspruch also nicht die Aufhebung jeglicher Gegenständlichkeit, jedes Sinnes von Sein, sondern er ist in seiner Geltung beschränkt auf den Sinn von Gegenstand als Urteilsobjekt. Dann aber ist jenes ‚Korrespondierende‘ notwendig nicht mehr gegenständlich aufzufassen, insofern es mit dem Widerspruch zusammen bestehen kann. Es ist ein im Widerspruch Gemeintes, damit nicht mehr eindeutig gegenständlich Verstandenes, aber darum auch nicht im Widerspruch Aufhebbares.

Aus diesem Zusammenhang erhellt dann andererseits, daß ein Nicht-gegenständliches nur durch den Widerspruch adäquat angedeutet sein kann. In einer sich nicht mehr widersprechenden Ausdrucksweise würde es in der Eindeutigkeit des Urteils gegenständlich angesprochen und in seinem Wesen verkehrt. Der Widerspruch aber enthebt es aus der gegenständlichen Nähe in den Raum des Umgreifenden.

In der Zusammengehörigkeit von Intention und intentional verstandenem Gegenstand wird eine Grenze des Sinnes von Urteil und Urteilsgegenstand sichtbar, und darin eine Bewahrung vor einem im Gegenständlich-Dinglichen verhafteten Seinsbewußtsein möglich. Damit ist nicht gemeint die Falschheit eines gegenständlich objektiven Bewußtseins, sondern die notwendige Beschränkung des Sinnes dieses Bewußtseins, das immer auf ein Bestimmtes, Aufweisbares angewiesen ist. In seiner Verfälschung aber wird dieses Partikulare eines Urteilsgegenstandes als Sein schlechthin betrachtet. Der Seinsbegriff wird damit eingeengt auf den Begriff der Denkbarkeit. Die Grenze des Denkens im Widerspruch bedeutet dann auch eine Grenze des Seins.

Diese Einengung wird aber nichtig mit der Einsicht in die Zusammengehörigkeit von Intention und intentionalem Gegenstand. Jener Seinsbegriff ist eben nicht das voraussetzungslose Sein selbst, sondern das Korrelat einer in einer bestimmten Wissensidee begründeten Gegenstandsintention. Es ist ein bestimmter Wissensbegriff, der

zu diesem Seinsbegriff geführt hat. Eine andere Vorstellung von Wissen könnte also mit einer anderen Vorstellung des Seins zusammenkommen. Eine nicht mehr gegenständlich gerichtete Intention könnte einen nicht mehr intentionalen Gegenstand haben. Der Widerspruch ist von der Art einer solchen ‚abgebrochenen‘ Intention. In ihm wäre uns also der Zugang zu einem umfassenderen Seinsverständnis gegeben. Er wäre die aufgestoßene Tür in dem Gehäuse des dinglichen Daseins.

Aber nicht jeder Widerspruch ist ein solches, auf ein Umgreifendes verweisendes Zeichen. Er ist nur die Potenz des Seins. Es gibt auch den leeren, nur auf Gegenständliches gerichteten Widerspruch und dann reicht er in seinem Sinn nicht über die Negativität seiner Gegenstandsaufhebung hinaus. Es bedarf des Zusammenfallens mit noch anderen logischen Grenzen, um ihn zu einem wahren Signum transzendenten Seins zu machen.

II. Die Paradoxien der Logik und der Begriff des Universale

Im Folgenden ist der Begriff eines eindeutigen, objektiven Gegenstandes aus dem im vorigen Abschnitt aufgezeigten Zusammenhang heraus zu denken. Auf den so verstandenen Gegenstandsbereich ist dann, da jede Gegenständlichkeit an ihre Methodik geknüpft ist, die Gegenstandslogik als Analytik der Widerspruchsfreiheit eingeschränkt. Wenn die Gegebenheit eines Gegenstandes für ein intentionales Bewußtsein gleichbedeutend ist mit der Möglichkeit eindeutiger Prädikation, so ist mit der Gegebenheit der Widerspruch am Gegenstand selbst ausgeschlossen und umgekehrt liefert die Eindeutigkeit möglicher Urteile einen Gegenstand als gegeben gerade so weit, als Eindeutigkeit herrscht. Das Auftreten von Widersprüchen als wechselseitige Aufhebung der Prädikation bedeutet also immer ein Verschwinden des Gegenstandes aus dem intentionalen Bewußtsein, in dem er gegeben war.

Da er aber nur konstituiert war in einem spezifischen Gegenstandsbewußtsein, bedeutet seine Aufhebung im Widerspruch nicht Zerstörung jeglicher Intentionalität überhaupt. Es bleibt die Möglichkeit einer nicht mehr gegenständlichen Intention und eines nicht gegenständlichen Seins.

Daß mit dem Widerspruch zu einer Aussage noch nicht die Sinnlosigkeit dieser Aussage notwendig sei, wurde schon von anderer Seite ausgesprochen.¹ Aber ohne die Grundlage konkreter Einzeluntersuchungen werden dort auch nicht die philosophischen Konsequenzen sichtbar. Indem versucht wird, den Widerspruch mit unter die analytischen logischen Formen aufzunehmen, scheint gerade das verkannt, was wir als die wesentliche Seite herauszustellen suchen: Die Abgrenzung der Zuständigkeit analytischen und dialektischen Denkens auf ihre jeweiligen Gegenständlichkeiten.

A. Tautologie und Widerspruch in den Paradoxien der Logik.

Eine konkrete Vergegenwärtigung unserer Problematik versuchen wir an dem Phänomen der logischen Paradoxien, in denen eine gewisse positive Form des Selbstbezuges zu Tautologien führt, die

¹ R. Heiß, *Logik des Widerspruchs*, Berlin 1932.

entsprechend negative Form aber zu Widersprüchen, so, daß das Zusammen beider in eine Dialektik hineintreibt. Damit wird eine nähere Explikation des bisher Vorgetragenen bezweckt und gleichzeitig das isolierte Problem der Paradoxien der Logik in einen philosophischen Zusammenhang gestellt. Es wird der Boden gesucht, von dem aus die Frage nach dem Sinn der Paradoxien und ihrem Zusammenhang mit einem allgemeinen philosophischen Seinsbewußtsein sinnvoll gestellt werden kann.

Im Folgenden ist unser Gesichtskreis auf einen bestimmten Ausschnitt aus dem vorgegebenen Problem beschränkt. Unser Interesse gilt vor allem nicht irgendwelchen formalen Lösungsversuchen, wie eine ‚Lösung‘ schlechthin nicht angestrebt wird, obschon sichtbar werden wird, worin das punctum saliens des Problems besteht und warum gerade darum so etwas wie eine „Lösung“ als Reduzierung eines grundsätzlich dialektisch-mehrdimensionalen Verhältnisses auf eine einfache analytische Ebene eine Verkennung des Problems als solchen bedeutet.

Durch diese Einengung wird es auch möglich, äußerlich sehr heterogen erscheinende Phänome unter einem Gesichtspunkt zusammenzufassen und so schließlich ein Kriterium zu finden für die jeweils in Betracht kommenden Weisen von Intentionalität und Gegenständlichkeit.

1. Die Russellsche Paradoxie

Dieser Erstling unter den Paradoxien ist durch seine formale Durchsichtigkeit am geeignetsten, um unseren Grundgedanken zu verdeutlichen und daran ein Schema zu gewinnen, das erlaubt, die weniger klaren Verhältnisse anderer paradoxer Formen ebenso zu beherrschen. Die Paradoxie, die ihren Namen nach ihrem Erfinder Bertrand Russell trägt und zum ersten Mal die schon aus der Antike bekannten paradoxen Denkformen in der Sprache mathematisch-formaler Begriffe mit nicht zu überbietender Einfachheit und Präzision formulierte, war der Anfang einer ganzen Reihe weiterer, ähnlicher logischer Figuren. Sie zeichnet sich vor der einige Jahre zuvor 1897 von Burali-Forti aufgestellten Paradoxie der größten Ordnungszahl und der noch früher 1896 von Cantor an Hilbert brieflich mitgeteilten Paradoxie der Ordnungszahl ω durch ihre größere Klarheit und durch ihre Unabhängigkeit von spezifisch mathematischen Begriffen aus.

Die Russellsche Paradoxie wird meistens in folgender Form vorgetragen:

Jede bildbare Menge enthält sich entweder selbst als Element oder sie enthält sich nicht. (Eine Menge enthält sich, wenn sie eines der Elemente der Menge bildet.) Diese Disjunktion ist vollständig. Zu bilden ist nun die Menge M aller Mengen, die sich nicht selbst enthalten. Gehört diese Menge M zu den Mengen, die sich selbst enthalten oder nicht? Angenommen, sie sei eine Menge, die sich selbst enthält, dann ist sie eines der Elemente von M , also nach dessen Definition eine sich *nicht* selbst enthaltende Menge. Angenommen aber, sie sei eine Menge, die sich nicht selbst enthält, so gehört sie nach Definition von M zu den Elementen von M und enthält sich selbst.

Die Argumentation beruht also auf drei Hauptbestandteilen: dem Begriff der Menge M , der vollständigen Disjunktion und dem Syllogismus. An der Richtigkeit der letzteren kann kein Zweifel sein. Die Paradoxie ist vollständig in sich geschlossen, weil sie von jeder Seite her in die andere einmündet. Ebenso ist die Disjunktion unter Voraussetzung richtig definierter Begriffe vollständig. Fraglich ist nur der Begriff der Menge M . Die Auflösung wird darum auch meist darin gesucht, daß es nicht sinnvoll sei, daß eine Menge sich selbst enthalte und daß man darum mit solchen Mengen nicht operieren dürfe. Die Lösung besteht dann darin, daß man die begriffliche Voraussetzung wegnimmt und das Zustandekommen der Paradoxie verhindert. Nun ist aber 1. der Grund dieser Argumentation letztlich nur der Tatsache entnommen, daß sich aus so gebildeten Mengen Widersprüche herleiten lassen. Es ist nicht an sich selbst einsichtig, warum eine Menge sich nicht enthalten soll. 2. Einen Grund kann es dafür nicht geben, weil es in der Tat Mengen gibt, die sich selbst enthalten; so etwa im Begriff: ‚Begriff‘. Er ist Begriff und enthält sich selbst unter dem Umfang seines Begriffes; oder etwa das Ich: das Ich enthält sich selbst unter seinen Vorstellungen. 3. Gegen die Existenz solcher sich selbst enthaltenden Mengen wird eine neue Definition des Begriffes Menge vorgebracht, der die angeführten Dinge nicht mehr genügen sollen. Nach der klassischen Definition von G. Cantor ist unter einer Menge zu verstehen, „eine Zusammenfassung von bestimmten, wohlunterschiedenen Objekten unserer Anschauung oder unseres Denkens (welche die Elemente genannt werden) zu einem Ganzen.“ Danach steht aber einer Anerkennung der angeführten Dinge als Mengen

nichts im Wege. Die enger gefaßten Mengendefinitionen² sind alle nach Bekanntwerden der Paradoxien aufgestellt worden und ausschließlich in der Absicht, durch den Ausschluß gewisser Dinge das Auftreten dieser Paradoxien zu vermeiden. Es gibt keine anderweitig geforderten Gründe, den Begriff einer Menge in der Einschränkung etwa von Zermelo oder Royce³ zu definieren. Letzteres versteht sich nur aus der Absicht der Erhaltung der Widerspruchsfreiheit.

Von einer Auflösung der Paradoxie als Einsicht in die logischen Fundamente des Widerspruchs kann hier also keine Rede sein. Man schließt den Widerspruch aus, indem man das Problem umgeht. Damit bewahrt man sich die Möglichkeit, die in Frage stehende mathematische Disziplin aufrecht zu erhalten und zu erweitern, aber es ist nichts getan zur Sicherung und Klärung der logischen Grundlagen. 4. Die Russell'sche Paradoxie tritt gerade bei der Bildung der Menge aller Mengen, die sich *nicht* selbst enthalten, auf, wird also von der Problematik eines Mengenbegriffes, nach dem es sich selbst enthaltende Mengen nicht gibt, gar nicht berührt. Wenn der Grund der Paradoxie in der Bildung solcher unerlaubten Mengen besteht, so ist keine Paradoxie zu erwarten bei der Bildung der Menge der sich *nicht* selbst enthaltenden Mengen. 5. Schließlich aber, wenn es keine sich selbst enthaltenden Mengen gibt, so ist die Disjunktion aufgehoben und die Frage selbstverständlich in dem Sinne zu beantworten, daß M eine Menge ist, die sich nicht selbst enthält. Aber hier schließt sich ja sofort wieder die Paradoxie an, daß dann M doch Element von sich selber ist.

² Siehe hierzu I. Møllerup, Die Definition des Mengenbegriffes, Math. Ann. LXIV (2), 1907, S. 231—238.

³ Der Begriff einer Menge wird verstanden unter dem Begriff einer Klasse. Der Begriff einer Klasse beruht a) auf dem Begriff von einem Gegenstand, Element oder Individuum, das zu einer gegebenen Klasse gehört; b) auf dem Begriff der Relation ‚gehörig zu‘, d. h. ‚Glieder sein von‘ einer Klasse oder ‚nicht dazu gehörig‘; c) auf dem Begriff von der Behauptung, die wahr oder falsch ist und behauptet, daß ein Gegenstand Glied einer gegebenen Klasse ist oder nicht ist; d) auf dem Begriff von einem Prinzip, einer Norm oder einer Allgemeinbestimmung, die es uns ermöglicht zu entscheiden, welche von jenen Behauptungen wahr und welche falsch sind. (Zusammenfassung der Royceschen Definition nach Clauberg-Dubislav, System. Wörterbuch der Philosophie, 1923). An dieser für viele andere ihrer Art typischen Definition ist interessant, wie die unbedingte Forderung eindeutiger Entscheidbarkeit zu einem endlosen Progreß von Entscheidungskriterien führt, und die angebliche Beseitigung der Schwierigkeiten in ihrer schrittweisen Hinausschiebung besteht.

Selbst das Zugeständnis, daß es keine sich selbst enthaltenden Mengen gibt, führt also nicht aus der Schwierigkeit heraus.

Gehen wir mit dieser Einsicht noch einmal auf den ursprünglichen Ansatz zurück und fragen also nicht in Hinsicht auf eine mögliche Lösung, sondern auf eine logische Analyse der Situation:

Gibt es keine Mengen, die sich selbst enthalten, so ist die zu bildende Menge M die Menge aller Mengen überhaupt, weil die Disjunktion vollständig war. Wir bilden also, wenn wir die Menge M bilden, nicht eine bestimmte Menge bestimmter Elemente, sondern die Menge aller Elemente schlechthin. Eine solche Menge ist aber auch abgesehen von dem daraus sich herleitenden Widerspruch problematisch. Sie genügt nämlich nicht mehr der Grundbedingung jeder Definition, daß man nur definieren kann, wo man auch negieren kann. Und so ergibt sich zwangsweise die Paradoxie: die Menge aller Mengen muß sich selbst enthalten oder sie ist nicht die Menge aller Mengen; nach obiger Annahme gibt es aber keine sich selbst enthaltenden Mengen. Dann ist aber die Menge M (der Mengen, die sich nicht selbst enthalten) nicht die Menge aller Mengen. Nimmt man also jene Konzession zurück, so fällt man in die Russellsche Paradoxie zurück, und wir befinden uns in der Situation, daß die Auflösung der einen Paradoxie in eine andere hineintreibt und umgekehrt.⁴

⁴ Hieran ließe sich die Paradoxie von Burali-Forti anschließen. An ihr wird aber über das an der Russellschen Paradoxie Sichtbare hinaus strukturell nichts Neues relevant.

Die Anzahl der möglichen Kombinationen von n Gegenständen ist 2^n , d. h. eine Menge von n Termen hat 2^n Untermengen.

Das gilt vorerst für $n =$ endlich. Es ist zu beweisen, daß es auch für unendliches n gilt. Nun ist 2^n immer größer als n für alle n (nach Cantor).

Ich bilde nun die Menge aller Dinge überhaupt. Ihre Zahl ist die größte Kardinalzahl, denn sie enthält alle überhaupt möglichen Dinge. Bilde ich aber die Menge aller Untermengen, so ist ihre Kardinalzahl größer. Wendet man ein: Die Menge aller möglichen Dinge war nicht vollständig, es müssen die Mengen der Teilmengen, die nicht in ihr enthalten waren, hinzugefügt werden, so läßt sich nach dieser Hinzufügung der gleiche Vorgang der Teilmengenbildung wiederholen und die Kardinalzahl der Menge aller Teilmengen ist größer als die Kardinalzahl der Menge aller möglichen Dinge. Russell folgert daraus: „Also sind die Mengen von Dingen keine Dinge.“ Aber der Dingbegriff läßt sich beliebig definieren. Zu folgern ist vielmehr: Die größte Kardinalzahl, die Kardinalzahl aller möglichen Dinge, ist selbst keine Kardinalzahl.

Wir gingen also von der Frage aus: Gibt es Mengen, die sich selbst enthalten? Diese Frage ist in jedem Falle erlaubt, auch wenn die Disjunktion in der Paradoxie unerlaubt wäre. — Gibt es solche, dann ist das Russellsche Paradox erlaubt, nämlich es darf die Disjunktion gebildet werden zwischen Mengen, die sich selbst enthalten und solchen, die sich nicht enthalten; daraus folgt dann aber der ganze Widerspruch dieser Paradoxie. — Gibt es solche Mengen aber nicht, dann ist der Satz: „Die Menge aller Mengen, die sich nicht selbst enthalten“, der in Fall 1 berechtigt ist, identisch mit „die Menge aller Mengen“ (da es keine anderen gibt). Diese Menge aber ist eine solche, die sich selbst enthält. Also folgt aus Annahme 2, daß Annahme 2 falsch ist; ist aber 2 falsch, so ist 1 richtig, ist 1 richtig, so folgt das Russellsche Paradox.

Aus diesem Dilemma ist zu entnehmen, daß die Menge M nicht den Bedingungen der Eindeutigkeit genügt, d. h. sie ist keine Menge im Sinne der in ihr enthaltenen Mengen. Daß sie darum gar nichts sei, ist ein ganz unbegründeter Schluß; zu folgern ist nur, daß sie keine eindeutige Menge ist, daß sie sich also weder enthält (weil sie keine echte Menge ist und nur für diese der Begriff des Enthaltens definiert ist) noch sich nicht enthält (weil sie die Menge aller Mengen ist). Für sie ist die aufgestellte Disjunktion nicht mehr vollständig, weil sie kein „bestimmtes, wohlunterschiedenes Objekt ist.“⁵

Die Menge M ist kein eindeutiger Gegenstand, wenn sie auch die Menge aller eindeutigen Gegenstände ist. Durch den Selbstbezug ist die Eindeutigkeit der Definition, d. h. des Begriffsinhaltes zerstört⁶ und damit der Begriffsumfang nicht mehr eindeutig. Umfang und Inhalt sind nicht mehr trennbar; der Inhalt bestimmt den Umfang, aber der Umfang erweitert oder beschränkt auch den Inhalt, indem der von einem bestimmten Inhalt geforderte Umfang solches in sich enthält, das den Inhalt modifizierend den Umfang so verändert, daß die modifizierenden Elemente wieder ausgeschlossen werden. Damit ist jede Eindeutigkeit verhindert.

Aus der Russellschen Paradoxie erhellt, daß es zwischen solchen transzendierenden⁷ Mengen und echten, sich nicht enthaltenden

⁵ Siehe die Cantorsche Mengendefinition auf Seite 47.

⁶ Weil durch den Selbstbezug der Umfang in den Inhalt hineingetragen wird.

⁷ Wir nennen eine Menge, die auf Grund ihrer inhaltlichen Definition jeden Umfang überschreitet, eine transzendierende Menge. Die Definition heißt dann eine nichtprädikative Definition (siehe S. 65 ff.).

Mengen keinen Vergleich auf gleicher Ebene, also auch nicht in einer Disjunktion gibt. Sie sind zueinander inkommensurabel.

Es ist nach dem hier Erörterten nicht mehr sinnvoll, ein Verbot aufzustellen, die Menge aller Mengen zu bilden, sondern aus der Bildung dieser „Menge“ M ist die Einsicht zu gewinnen, daß sie keine übliche eindeutige, prädikativ definierte Menge ist, auf sie also nicht mehr die formal-analytischen Regeln anwendbar bleiben.

Die „Menge“ M ist die Überschreitung des bestimmten Bereiches von Gegenständen in einen gegenstandslosen Bereich hinein. Damit muß die Analytik der Eindeutigkeit zu einer Dialektik der ‚Selbst-transzendenz‘ werden. (Die Menge M ist, sofern sie sich nicht enthält, nicht die Menge aller Mengen und als Menge aller Mengen ist sie keine Menge mehr).⁸

Die Russellsche Paradoxie wurde bisher immer nur in dieser Form vorgetragen. Wir nennen sie die negative, weil die Menge der sich *nicht* enthaltenden Mengen zu bilden gefordert wird. Ganz neue Aufschlüsse ergeben sich aber aus einer entsprechenden positiven Form: zu bilden ist die Menge m aller Mengen, die sich selbst enthalten. Enthält nun m sich selbst? Angenommen, m enthält sich selbst; dann ist es eine Menge, die sich selbst enthält und gehört darum zur Menge m . Angenommen aber, m enthalte sich nicht selbst; dann ist es als eine sich nicht enthaltende Menge nicht unter den Elementen von m und enthält sich also nicht. Wir kommen überraschend zweimal zu einer

⁸ Es sei hier hingewiesen auf die nicht leicht sichtbare formale Übereinstimmung mit der Struktur der Kantischen Antinomien, als deren Schema die Disjunktion: die Welt ist endlich oder unendlich neben die Russellsche: die Menge M gehört zu den Mengen, die sich selbst enthalten oder nicht, gestellt werden darf. Die zweite Disjunktion ist vollständig, wenn M eine echte Menge ist, d. h. eine eindeutig definierbare Gegenständlichkeit, die erste, wenn die Welt ein Ding an sich ist (wenn zu dem gegebenen Bedingten die ganze vorangehende Reihe von Bedingungen mitgegeben ist). Die Disjunktion bleibt weiterhin vollständig, auch bei Nicht-Erfüllung dieser Bedingungen, für den ersten Fall, wenn das ‚nicht‘ die einfache Kontradiktion bedeutet (und nicht das *Konträre* der Mengen, die sich *nicht* enthalten), für den zweiten Fall, wenn dem ‚endlich‘ ein ‚nicht endlich‘ kontradiktorisch gegenübersteht; im letzteren Falle gilt dann jeweils die Antithese. Die Definiertheit der Menge M entspricht der Abgeschlossenheit der an sich seienden Welt, in der zu dem Bedingten die ganze Reihe der Bedingungen mitgegeben ist.

Für die nicht vollständige Disjunktion (die Welt ist endlich oder unendlich; die (unechte) Menge M enthält sich oder enthält sich nicht) gibt es jeweils den Ausweg eines Tertiums.

Tautologie: enthält sich m , so enthält es sich in der Tat; enthält es sich nicht, so enthält es sich auch nicht. Anstatt des erwarteten Widerspruches, weil wir nun ja tatsächlich die unerlaubte Menge der sich selbst enthaltenden Mengen gebildet haben, erhalten wir zwei hypothetische Tautologien⁹. Wir erhalten aber keine Entscheidung darüber, welche der beiden „Hypothesen“ richtig ist.

Wie ist nun dieses für eine vollständige Disjunktion so ungewöhnliche Phänomen zu verstehen und darüber hinaus, was bedeuten Tautologie und Widerspruch in ihrem komplementären Verhalten?

Wir versuchen zunächst vom Formalen her ein Verständnis zu gewinnen. Es ist gefordert eine Menge derart, daß sie sich selbst enthält und dabei doch nichts enthält. Der Umfang muß so sein, daß er sich selbst enthaltend doch keinen Inhalt hat. Unter allen Mengen gibt es nur eine, die den Bedingungen genügt, sich zu enthalten, wenn sie sich enthält, und sich nicht zu enthalten, wenn sie sich nicht enthält: die leere Menge oder Nullmenge:¹⁰ das Leere hat das Leere in sich und ist dennoch das Leere; das Nichts enthält sich und enthält dabei doch nichts. Das Nichts hat an sich selbst einen unendlichen Inhalt und ist doch nichts.¹¹

Ist aber die Menge m aller Mengen, die sich selbst enthalten, identisch mit der leeren Menge, und das ist notwendig hier der Fall, so ist die entsprechende Menge M notwendig die Menge *aller* Mengen und also ist die Behauptung richtig und hiermit bewiesen (nicht nur gefordert!), daß es keine echten Mengen gibt, die sich selbst enthalten. Solange wir also beim Begriff der echten Menge bestimmter,

⁹ Wir nennen eine Tautologie von der Form: „Wenn a , dann a “ eine hypothetische Tautologie.

¹⁰ Diese Behauptung ist unabhängig von der Auffassung einer Menge als selbständiges Wesen wie sie Ramsey vertritt, oder nur als in ihren Elementen existierend, wie sie Russells no-class theory darstellt. Solange wir die Nullmenge als eigentliche Menge auffassen, sind wir zu der Annahme der Nicht-Eigenexistenz von Mengen gezwungen. Da wir aber die Nullmenge nicht als eigentliche Menge betrachten, bleibt unsere Behauptung unberührt davon.

¹¹ Es sei hier angemerkt, daß es sich dabei um die gleiche begriffliche Struktur handelt, wie im Begriff des Dinges an sich. Hier ist gefordert, daß der Begriffsinhalt den Begriffsumfang so bestimmt, daß der Inhalt nicht unter diesen Umfang fällt. Im ‚Ding an sich‘ bestimmt der Begriff seinen Gegenstand so, daß er nicht Gegenstand dieses Begriffes ist.

wohlunterschiedener Objekte bleiben, gibt es keine sich selbst enthaltende Mengen. Damit scheiden die Menge m (aller Mengen, die sich selbst enthalten) oder die leere Menge und die Menge M als echte Mengen aus. Dann haben wir einen festen Bereich bestimmter Definierbarkeit, begrenzt von zwei ‚uneigentlichen‘, sich selbst transzendierenden, entgegengesetzt komplementären Bereichen. Der so beschränkte Definitionsbereich ist eigentlicher Gegenstand mathematischer Prädikation und eindeutiger Analytik. Die Menge M als der obere Grenzbereich ist Ausgangspunkt sich widersprechender, paradoxer Aussagen; die leere Menge führt zu unentscheidbaren Tautologien.

Damit wird ein Zusammenhang der beiden logischen Formen von Tautologie und Widerspruch sichtbar, wie er bisher nur vermutbar war;¹² den beiden logischen ‚Grenzsituationen‘ des Steckenbleibens im leeren Identischen und des Verweigerns im Widerspruch, zwischen denen sich alle logisch sinnvollen Operationen abspielen in synthetisch erfüllter Identität, entsprechen die beiden Grenzbereiche des Nichts und des Alles. Und es liegt weiterhin in der Logik dieser Situation, daß eine gewisse Gleichheit besteht zwischen der leeren Menge und der Menge M : die Menge M als Menge aller Mengen ist gleichzeitig die leere Menge, insofern sie eine Menge ist, die sich selbst enthält, so daß also das Nichts und das Alles, die intensive Größe und die extensive Größe, identisch sind. Sein und Nichtsein sind Eines in der *Coincidentia oppositorum*.

2. Andere Paradoxien

Als man nach Bekanntwerden der Russellschen Paradoxie eine Auflösung gefunden zu haben glaubte, indem man auf die unerlaubte, weil sinnlose Bildung der Menge aller Mengen hinwies, überraschte Russell mit einer neuen Paradoxie, die ohne diese Mengenbildung zustande kam und zunächst mit allem Bisherigen nichts zu tun zu haben schien. In etwas variiert Form ist sie als die Paradoxie von Grelling und Nelson bekannt geworden:¹³ Ein Wort heiße heterologisch, wenn

¹² Auf die allgemeine Komplementarität von Tautologie und Widerspruch wurde schon bei Heiß a. a. O. und Jaspers, Vernunft und Existenz, Groningen 1935, S. 89 hingewiesen; für die formalen, besonders mengentheoretischen Beispiele wurde ein Nachweis bisher aber noch nicht geführt.

¹³ Die Russellsche Form ‚prädikabel‘ und ‚imprädikabel‘ gilt für Eigenschaften, die Gr.-Nelsonsche für Eigenschaftsworte.

sein Begriff etwas anderes meint als es selbst ist, und autologisch, wenn sein Begriff das Wort selbst mitmeint. Wir unterscheiden wieder eine negative und positive Form: Die negative verläuft dann so: ist das Wort heterologisch selbst heterologisch oder autologisch?

Angenommen, es sei heterologisch: dann meint sein Begriff: ‚heterologisch‘, also ist es gerade autologisch, weil der Begriff das Prädikat des Wortes mitmeint. Ist es aber autologisch, so meint der Begriff ‚heterologisch‘ das Prädikat gerade nicht mit und also ist das Wort nicht autologisch, sondern heterologisch.

Gehen wir nun zur positiven Form über: ist das Wort autologisch selbst autologisch oder heterologisch? Es sei autologisch. Dann meint sein Begriff ‚autologisch‘ das Prädikat autologisch mit und das Prädikat besteht zu Recht. Ist es aber heterologisch, so meint sein Begriff ‚autologisch‘ das Prädikat heterologisch *nicht* mit und das Prädikat besteht wieder zu Recht. Die Paradoxie ist vollständig, die Widersprüche münden ineinander ein, die Tautologien sind unentscheidbar.

Wir sehen davon ab, die am vorhergehenden Beispiel durchgeführte Analyse auf diese und die weiteren Paradoxien zu übertragen. Bei tieferem Eindringen wird die gänzliche Analogie der Verhältnisse sichtbar und die Täuschung verschwindet, als läge hier eine eigene logische Figur vor. Es entsprechen sich dann jeweils die Begriffe Menge und Wort, enthalten und meinen, sich selbst enthalten und autologisch, nicht sich selbst enthalten und heterologisch.

Als drittes Beispiel führen wir eine selbst konstruierte Figur aus einem anderen Bereich an.

Alle Gegenstände ohne gemeinsame Eigenschaften bilden die Klasse e mit der Eigenschaft E . Die negative Form lautet hier: es sind zwei Gegenstände definiert, die jeweils mit keinem anderen Gegenstand eine gemeinsame Eigenschaft haben, der zur Klasse e gehört. Haben die beiden Gegenstände untereinander eine gemeinsame Eigenschaft? Angenommen, sie haben sie nicht, dann gehören sie zur Klasse e und haben die Eigenschaft E gemeinsam. Haben sie aber die Eigenschaft E gemeinsam, dann haben sie eine gemeinsame Eigenschaft und gehören nicht mehr zur Klasse e .¹⁴ Und die positive

¹⁴ Man vergleiche hierzu folgende Stelle aus dem Platonischen Parmenides (147 D, Übersetzung nach Susemihl): „Insoweit es aber ihm zukommt, verschieden von dem anderen, und dem anderen gleichermaßen verschieden von ihm zu sein, insoweit kommt dem Eins einerlei mit allem anderen und allem anderen einerlei mit dem Eins zu.“

Form: Zwei Gegenstände sind so definiert, daß sie jeweils mit allen Gegenständen eine Eigenschaft gemeinsam haben, die nicht zu *e* gehören. Haben die beiden Gegenstände Eigenschaften gemeinsam oder nicht? Ist ersteres der Fall, so gehören sie nach Definition nicht zu *e* und haben also gemeinsame Eigenschaften. Ist aber das zweite der Fall, so gehören sie nach Definition zu *e* und haben keine Eigenschaften gemeinsam.¹⁵ Unser Schema ist also auch hier präzise durchführbar. — Um dem Einwand zu begegnen, daß dies nur an formalisierten Beispielen möglich sei, möge hier noch das berühmte Paradox des Lügners herangezogen werden. In seiner negativen Form: „Ich lüge“ (ich zweifle an allem). Lüge ich nun oder spreche ich die Wahrheit (zweifle ich an meinem Zweifel oder nicht)? Lüge ich, so spreche ich dabei die Wahrheit und lüge nicht. Lüge ich nicht, so spreche ich nicht die Wahrheit aus und lüge gerade. Die positive Form: „Ich sage die Wahrheit“ führt zur unentscheidbaren Tautologie. Sage ich die Wahrheit in der Tat, so habe ich die Wahrheit gesagt, spreche ich unwahr dabei, so habe ich in der Tat unwahr gesprochen.

Das Lügnerparadox läßt sich nach einem Vorschlag von A. P. Ushenko in einer Weise formalisieren, aus der sich für das spätere interessante Aufschlüsse ergeben.¹⁶

I Alle Sätze im Rechteck I
sind falsch.

II

¹⁵ Dieses Beispiel ist besonders geeignet, um den im jeweiligen Rückbezug auf die Definition offen werdenden neuen Seinshorizont zu verdeutlichen. Im Bezug wird gerade die neue Eigenschaft konstituiert und damit ein neuer Prädikationsbereich eröffnet. Vergl. Richard-Berry-Paradox.

Aus der Unmöglichkeit der Zusammenfassung aller Eigenschaften eines Gegenstandes rührt zuletzt auch die Schwierigkeit in der Definition der induktiven Zahlen her. (Siehe Carnap, die logische Grundlegung der Mathematik, Erk. 2 1931, S. 91—105) Eine Zahl heißt induktiv, wenn sie alle erblichen Eigenschaften der 0 besitzt. Aber nun ist Induktivität auch eine Eigenschaft einer Zahl: Eine Zahl heißt also dann induktiv, wenn sie die Induktivität als erbliche Eigenschaft der 0 besitzt, womit man bei einer Tautologie anlangt, ohne entscheiden zu können, wann eine Zahl induktiv sei. Mathematisch kann man sich helfen, indem man die 0 von der Induktivität ausnimmt und eine Zahl also als eine induktive bezeichnet, wenn ihr alle erblichen Eigenschaften der 0 zukommen.

¹⁶ A. P. Ushenko, A new Epimenides, Mind 1937, S. 593ff.

Bezeichnen wir den Ausdruck im Rechteck I mit A . Dann ist A entweder ein Satz oder nicht. Nehmen wir das erstere an, dann ist er entweder wahr oder falsch. Aber ist er wahr, so kann er nur über sich selbst aussagen und er ist demzufolge falsch. Aber ist er falsch, dann ist der einzige Satz im Rechteck I, viz. A wahr. Aus dieser Situation gibt es nur einen Ausweg durch die Annahme, daß A sinnlos ist und nur scheinbar einen Satz bezeichnet.

Aber wenn A kein Satz ist, so gibt es gar keine Sätze im Rechteck I. Die Behauptung „Es ist falsch, daß es Sätze im Rechteck I gibt“, ist also wahr. Dann ist aber auch die Behauptung wahr „Es ist falsch, daß es wahre Sätze im Rechteck I gibt“. Dieser Satz ist aber äquivalent mit A .

Ist also A kein Satz, dann ist A wahr. Da aber nur ein Satz wahr sein kann, so folgt, daß A einen Satz bezeichnet, wenn A kein Satz ist.

Nun gilt aber in Bezug auf Figur II als ein wahrer Satz: „Es sind keine wahren Sätze im Rechteck II“, sofern gar keine Sätze in Figur II sich befinden. Nun sollte aber die Bedeutung eines Satzes nicht von dem Ort abhängen, an dem er steht und also auch in seiner Wahrheit davon unabhängig sein. Wenn er demnach sinnvoll und wahr ist, so sollte er nicht aufhören, sinnvoll und wahr zu sein, wenn man ihn in das Rechteck II hineinschreibt. (Soweit Ushenko.)

An dem letzteren Beispiel springt das Eigentümliche des reflektiven Verhältnisses deutlich in die Augen. Insofern die betrachteten Sätze alle demonstrativ sind, sind sie natürlich abhängig von dem, worauf sie demonstrieren. Daran wird aber deutlich die Unmöglichkeit, das ‚Dieses‘ des Hinweises wirklich zu realisieren, weil im Ausdruck der Demonstration das ‚Dieses‘ erst ‚Dieses‘ wird. Bevor das Urteil vollzogen ist, gibt es kein Urteilsobjekt, und das Demonstrativobjekt ist dann identisch mit dem Urteilsobjekt, sobald das Urteil ausgesprochen wird. Es wird gar nicht auf ein ‚Dieses‘ als anderes verwiesen.

Andererseits ist aber die Reflexion nicht so vollziehbar, daß die Demonstration wirklich auf sich zurückweist. Sie ist insofern nicht vollständig, weil der Satz „Es ist falsch, daß es wahre Sätze im Rechteck I gibt“ die nicht wahren Sätze, die auch nicht falsch sind, gar nicht mitbegreift, und insofern ist dieser Satz dann doch nicht äquivalent mit A .

Dasselbe gilt in Bezug auf die nicht vollständige Reflexion für andere Formen, etwa: „Der Satz, den ich nun sage, ist falsch“ oder „Der n -te Satz auf dieser Seite ist falsch“, wobei durch Abzählen dieser Satz selbst sich als der n -te auf dieser Seite herausstellt. Eine Realisierung

der Identifikation des Urteilsgegenstandes ist hier überall nicht möglich. Einen wirklichen Rückbezug gibt es nur in der Ich-Form des Lügners, sofern das Ich sich unmittelbar mit sich selbst identifiziert.¹⁷

3. Möglichkeiten der Interpretation

Es erübrigt sich angesichts dieser Eindeutigkeit und der formalen Übereinstimmung, das Schema auch noch für andere Paradoxien durchzuführen. Es läßt sich ohne Mühe überall nachweisen, wo es sich um echte paradoxe Figuren handelt.¹⁸ Ist aber an der Gültigkeit des Schemas nicht mehr zu zweifeln, so scheint es berechtigt, dieses Phänomen als ein bedeutsames Signum aufzufassen. Es entsteht dann die Frage nach den Möglichkeiten des Verhaltens angesichts dieser Situation. Diese werden verschieden sein, je nach den Positionen, die sich in dieser Situation befinden. Wer unmittelbar davon betroffen ist, kann sich nur annehmend oder ablehnend dazu verhalten. Wenn dieses Faktum in sein eigenes Wesen trifft, der muß sich in seinem Wesen ändern oder das Faktum aufzuheben suchen. Um diese Position handelt es sich aber innerhalb der rein analytischen Logik, deren eigentliches Wesen die Widerspruchsfreiheit ist. Die eine dieser Möglichkeiten wird also darin bestehen, Methoden zu suchen, die das Auftreten dieser logischen Figuren verhindern und insofern als ‚Auflösungen‘ dieser Schwierigkeiten verstanden werden können. Dabei kann es sich, wenn unser Schema Gültigkeit besitzt und wenn wir die Paradoxien als ein bestehendes Faktum betrachten dürfen, nicht mehr um apriorische und damit endgültige Auflösungen handeln, denn das hieße das Faktum als Faktum aufheben. Es kann sich vielmehr lediglich um pragmatisch gerechtfertigte Versuche handeln, durch gewisse Verbote das Auftreten der Paradoxien innerhalb gewisser Gebiete zu verhindern und damit diese Bereiche analytischer Bearbeitung zugänglich zu machen.

¹⁷ Siehe hierzu S. 112.

¹⁸ Natürlich besteht die Schwierigkeit in einem Kriterium, echte Paradoxien von bloßen Sophismen irgendwelcher Art zu unterscheiden. Verstehen wir unter echten Paradoxien solche, die, trotz Beachtung aller formalen Regeln der Logik, ihre paradoxe Struktur behalten, so gewinnen wir in unserem Schema der Zusammengehörigkeit von Tautologie und Widerspruch gerade das gewünschte Kriterium. Da der Schwerpunkt unserer Betrachtung nicht in einer Systematik der Beispiele liegt, sondern das philosophisch Durchsichtige zu sehen gesucht wird, gehen wir auf die Frage nach der Echtheit gewisser Paradoxien nicht weiter ein.

Diese Verbote sind aber — schon ihr zeitliches Auftreten *nach* Bekanntwerden der Paradoxien deutet darauf hin — von aposteriorischem Charakter und haben eine gewisse Willkür an sich (im Sinne des Begriffes mathematischer Konvention). Sofern diese formalen Auflösungsversuche aber ohne philosophische Fundierung vorgetragen werden, verstehen sie sich selbst immer als absolute, d. h. apriorische Auflösungen des Problems. Dabei entnehmen sie ihr Recht zur Aufstellung von Verboten und Einschränkungen dem Anspruch einer Allgültigkeit formalanalytischer Logik und dem Bedürfnis, die betroffenen Einzeldisziplinen zu sichern. Daß dies möglich und notwendig sei, ist unbefragte Voraussetzung aller dieser Unternehmungen. Die Rechtfertigungsgründe dieser Theorien sind also nicht mehr logisch immanent, sondern liegen jenseits der Logik in dem Vorurteil ihres unkritischen Selbstverständnisses, aus dem das Mißverständnis wissenschaftlichen Totalwissens entspringt.

Daß es keine bestimmte richtige Lösung, wie sie mathematische Einzelprobleme finden, gibt, dürfte die geringe Überzeugungskraft beweisen, die die jeweiligen Theorien besitzen. Ein auf ein so einfaches Schema reduzierbares Phänomen müßte — wenn es eine gibt — auch eine einfache Lösung finden. Aber schon im ausgehenden Mittelalter finden sich bis zu 15 verschiedene Lösungen, etwa in der *Logica magna* des Paulus Venetus.¹⁹ In der heutigen Literatur sind die vorgeschlagenen Lösungen unübersehbar geworden. Der überzeugendste unter der Unzahl rein formaler Versuche, der in umfassender Weise alle bisher bekannten Paradoxien einschließt, ist die Typentheorie von Bertrand Russell, mit Verbesserungen seines Schülers P. Ramsey. Durch Aufspaltung und Differenzierung in einzelne Typen, die in der Form einer Hierarchie angeordnet sind, versucht sie, die bisher nicht zugänglichen Gegenständlichkeiten formalen Operationen zu unterwerfen, bzw. sie als undifferenzierte Totalitäten aus dem Bereich der Logik als sinnlos auszuschließen.

Daß aber gegenüber jedem solchen Verfahren immer wieder berechtigte Zweifel vorgebracht werden, läßt sich nur so verstehen, daß der Problemgegenstand selbst nicht eindeutig ist und je nach Interpretation ein anderer wird. Er entsteht überhaupt erst aus der jeweiligen

¹⁹ Paulus Nicolettus Venetus, *Logica magna* . . . impressum Venetiis 1499, De Insolubilibus 192 B.

Behandlung des Problems.²⁰ Wenn es aber ein anderes wird, je nach der Perspektive, aus der es gesehen wird, so deutet das an, daß es im Zentrum einer umfassenderen Problematik liegt. Diese formalen Versuche müssen also unbefriedigend bleiben, weil sie von ihrem engen Vorurteil aus nicht die Weite des Blickes mitbringen, um dieses logische Randproblem in seinem philosophischen Zusammenhang zu sehen. Sie bleiben aber sinnvoll, solange sie sich nicht als eine letzte Lösung des Problems verstehen und sich der Beschränktheit ihrer Absicht bewußt bleiben.²¹

Die andere Haltung,²² die dem Problem gegenüber eingenommen worden ist, besteht darin, daß man, ohne an den auftretenden Widersprüchen Anstoß zu nehmen, in diesen vielmehr eine besondere, jetzt erst entdeckte logische Figur erblickt, die neben den alten mit in das Corpus einer universalen Logik aufzunehmen sei. Dagegen erheben sich aber sogleich die obigen Argumente wegen der Aposteriorität dieser Lösung. Nicht nur, daß man mit diesen Figuren die Auflösung der analytischen Logik mitaufgenommen hat, — auch eine erweiterte Logik müßte den Anspruch apriorischer Evidenz aufrechterhalten und sich gegen jede Anerkennung nur empirisch begründeter Formen wehren. Wenn überhaupt noch ein Anspruch auf logische Konsistenz erhoben werden soll, so darf es in dieser Logik keine beliebig vermehrbaren, empirischen Elemente geben.

Vielmehr scheint man mit diesem Schritt nur die Verzweiflung anzuzeigen, etwas anerkennen zu müssen, weil man nichts dagegen vorzubringen weiß. Die einfache Anerkennung bedeutet dabei eine Verharmlosung des Problems, das man sich leicht macht, indem man es als zu schwer bezeichnet. Dadurch ist weder für eine analytische Logik etwas erreicht, noch ist aus dem logischen Grenzcharakter des Phänomens für eine philosophische Erhellung des Wesens der Logik irgend etwas gewonnen. Man versteht es nicht, aus der Situation Kapital zu schlagen.

Beide Haltungen sind philosophisch inkonsequent und darum irrelevant. Demgegenüber versuchen wir uns über die Situation zu stellen in einem sowohl-als auch. Wir anerkennen das Faktum — aber in dem klaren Bewußtsein einer Grenzsituation, vor die sich das Denken hier

²⁰ Darum läßt sich das Problem von den verschiedensten Seiten anfassen und durch verschiedene Verbote auflösen.

²¹ Siehe hierzu S. 113ff.

²² So bei R. Heiß, *Logik des Widerspruchs*, Berlin 1932.

geführt sieht. Die Logik steht wider sich selbst auf, und damit steht die Wahrheit dieser Logik auf dem Spiel. Ist aber das Denken die logische Instanz der Wahrheit, so muß es sich auf eine andere, höhere Instanz zurückziehen. Das Denken, das bisher ein alternativ formales war, muß überstiegen werden, die Logik, die bisher nur Analytik war, muß Dialektik werden. Mit dem Paradoxen muß das Denken den Verstand verlieren.

B. Der Begriff des Universale

1. Die logische Einführung des Begriffes

Von der Grenze, die das Denken in den Paradoxien findet, versuchen wir zurückzufragen nach den Bedingungen dieser Grenze. Das aber bedeutet: nach den Bedingungen des Denkens und nach den Bedingungen der Aufhebung des Denkens. Was das Denken aufzuheben vermag, muß zugleich ein Licht auf das Wesen des Denkens werfen. Wir versuchen also, das Phänomen der Paradoxien zu erhellen, indem wir zuerst nach der Bedeutung von Tautologie und Widerspruch für das Denken selbst fragen und dann auf die gegenständlichen Bedingungen zurückschließen, aus denen sie entspringen. Zu diesem Zweck versuchen wir gleichsam die Tautologie durch ihre verschwiegene Identität sprechen zu lassen und den Widerspruch im Kollabieren festzuhalten.

Das bisherige Ergebnis verdeutlichen wir in folgender Zusammenstellung:

1. Die hypothetische Tautologie ist ein Ausdruck der Unentscheidbarkeit: wenn etwas so ist, dann ist es so. Es ist also nicht zu sagen, wie und was eine Sache ist, sondern nur, daß es so ist, vorausgesetzt, daß es so ist. Sie führt nicht über sich hinaus, sondern zu sich selbst zurück. Es gibt eine Bedingung, daß etwas so ist, aber diese Bedingung ist dieses etwas selbst. Die Tautologie ist also ein Zeichen dafür, daß der in Frage stehende Gegenstand sich selbst voraussetzt. Er ist nicht mehr aus anderem entscheidbar und herleitbar. Er ist schlechthin unbedingte.

2. Der Widerspruch ist die Aufhebung der Eindeutigkeit einer Prädikation. Da die Eindeutigkeit eines Gegenstandes nur aufweisbar ist an der Eindeutigkeit möglicher Prädikation und weil wir die Eindeutigkeit als Geltungseinheit des gemeinten Gegenstandes erkannten, so bedeutet der Widerspruch zweier Aussagen die Auflösung der Ein-

heit des Gegenstandes. Denn nur aus dieser Einheit floß die Möglichkeit eindeutiger Urteilsfällung. Ohne die Geltungseinheit hört er also auf, eigentlicher Urteilsgegenstand zu sein.

Tautologie und Widerspruch sind die beiden spezifischen Formen einer Urteilsverneinung, sofern sie die jeweils in einer Aussage vereinigten diskursiven Momente aufheben. Die Tautologie nimmt das „aus-“ der diskursiven Gedankenführung zurück; der Widerspruch löst das Wahrheitsbedeuten des „Sagens“ auf.

Jede dieser Formen für sich genommen bleibt ohne besondere Relevanz. Für jeden Gegenstand läßt sich auch eine Tautologie aussagen. Hier aber tritt sie als einzig mögliche Aussage auf. Widersprüche stellen sich im Verlaufe formaler Deduktionen ein. Hier aber ist er die notwendige und unaufhebbare Form.

Fassen wir beides zusammen, da sich beide Formen am selben Gegenstand zeigen, so ergibt sich daraus: Nach 1 wäre der Gegenstand zu denken als ein logisch Unteilbares, ein ‚logos atomos‘, hinter das nicht mehr zurückgegangen werden kann, weil es die Bedingungen seiner Existenz in sich selbst hat und damit unzugänglich bleibt, weil es nicht mehr aus Zusammenhängen heraus erkannt werden kann. Nach 2 ist das nicht mehr möglich, denn ein solches Prinzip führt unmöglich zu sich widersprechenden Aussagen, sofern ein Unteilbares nicht den Widerspruch in sich enthalten kann. Also bleibt nur die Möglichkeit, daß es sich um das Gegenteil handelt: um ein Universales. Diese beiden bilden die einzigen denkbaren Objekte, die, selbst unbedingte, sich selbst voraussetzen. Sie bilden gewissermaßen die Grenzen im Kleinen und im Großen, zwischen denen alles Gegenständliche eingeschlossen liegt. Als solche Grenze alles Gegenständlichen haben wir ein Universale also auch als einen uneigentlichen Gegenstand zu verstehen.²³

2. Die einzelnen Universalien

Durchmustern wir nun der Reihe nach die fraglichen Gegenständlichkeiten, so muß sich daran die Richtigkeit unserer logischen Konstruktion erweisen.

In der ersten Paradoxie hatten wir es zu tun mit der Menge aller Mengen. Da der Mengenbegriff nicht etwa an Zahlen gebunden ist,

²³ Der Terminus ‚Universale‘ ist etwas eigenwillig und wird in seinem Sinn erst im weiteren Verlauf der Untersuchung verdeutlicht werden.

sondern sich auf Mannigfaltigkeiten überhaupt beziehen läßt,²⁴ so bildet die Menge aller Mengen das ganze aller Objekte, alles Mannigfaltigen überhaupt. Sie ist gleichbedeutend mit der Totalität des Seienden. Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, daß es sich hierbei um einen universalen Gegenstand handelt. Die Frage, ob sich die Menge aller Mengen selbst enthalte, d. h. ob sie größer ist als sie selbst, d. h. ob sie größer ist als die größte angebbare Größe und das heißt, daß sie grenzenlos ist, stellt diese Paradoxie unmittelbar neben die Kantische Antinomie der Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt. Das Größte aber, das zugleich größer ist als es selbst, ist selbst keine Größe mehr. Die Welt, die zugleich endlich und doch auch größer, also unendlich ist, ist kein welthaftes Ding mehr, d. h. kein eindeutiger Gegenstand. Was nicht entscheidbar ist, ist kein an sich seiendes Ding, denn was an sich ist, ist an sich auch entschieden.

In den weiteren Paradoxien bestand der fragliche Gegenstand zunächst im Begriff der Wahrheit schlechthin. Gerade dadurch, daß die Diskursivität des beziehenden Denkens im Zusammenfallen der Bezugspunkte aufgehoben wurde, die Relation zwischen Aussage und Sachverhalt aufgehoben war, durch die erst das Urteil „ich lüge“ — „ich sage die Wahrheit“ verifizierbar wäre, ist der gegenständliche Sinn von Wahrheit übergegangen in einen Sinn von Wahrheit schlechthin. Wohl ist es sinnlos zu sagen: „Ich sage die Wahrheit“, ohne anzugeben, in Bezug worauf etwas wahr sei, solange ich bei dem Sinn von Wahrheit stehen bleibe, nach welchem sie in der Übereinstimmung einer Aussage mit einem Sachverhalt besteht. Gehen wir aber über diesen engeren Begriff von Wahrheit, der nur Richtigkeit des Urteils meint, hinaus, so gewinnt jene Aussage einen neuen Sinn, und die sich dabei einstellende Paradoxie weist gerade auf die Problematik des Sinnes von Wahrheit hin, sobald von dem engeren Begriff analytischer Richtigkeit abgerückt wird. Die Anwendung der Alternative von wahr oder falsch im engeren Verstand auf den Sinn von Wahrheit schlechthin in der Frage nach dem nichtdiskursiven, unbedingten Wahrsein einer Aussage und das Scheitern jeder Eindeutigkeit in Bezug auf diesen Wahrheitssinn deutet gerade an, daß über den engeren Begriff von Wahrheit nicht hinausgegangen werden kann, solange man den An-

²⁴ Nach einer Definition von Cantor ist Menge jedes Viele, das sich als Eines denken läßt. Zit. nach M. Bense, *Kont. einer Geistesgesch. d. Math.*, Hamburg 1946, S. 46.

spruch der Entscheidbarkeit und damit der Eindeutigkeit der Prädikation aufrechterhält. Solange wir beim Begriff eines definiten Urteils bleiben, ist der beziehungslos und unbedingt verstandene Begriff von Wahrheit nicht möglicher Gegenstand solcher Urteile.

In der einfachen Aussage „ich sage die Wahrheit“, ohne Angabe worüber, ist gemeint: Ich gebe Wahrheit schlechthin ohne Bezugnahme auf einen Sachverhalt oder einen festgelegten Wahrheitssinn, also unbedingte Wahrheit. Die Unmöglichkeit der Entscheidung über Wahrheit oder Falschheit dieser Aussage bedeutet also: Die Wahrheit der Wahrheit ist selbst nicht mehr in einer Alternative zu entscheiden.

Die dritte von uns formulierte Paradoxie hatte zum Gegenstand den Inbegriff aller Eigenschaften eines Gegenstandes. („Alle Eigenschaften“ — „keine Eigenschaften gemeinsam haben.“) Auf Grund der gewonnenen Einsichten haben wir darin keinen Gegenstand eindeutiger Prädikation vor uns; das Insgesamt der Eigenschaften ist selbst keine gegenständliche Eigenschaft, denn jeder Gegenstand ist Gegenstand einer bestimmten Prädikation, die auf eine bestimmte Eigenschaft geht. Nur durch mögliche Prädikation ist ein Gegenstand möglich, und nur durch bestimmte Prädikation ein bestimmter Gegenstand. Das bedeutet also, daß der Inbegriff aller Eigenschaften eines Gegenstandes nie vollendbar ist und das meint, die Qualität eines Gegenstandes ist selbst kein Gegenstand mehr.²⁵ Jeder Inbegriff von Eigenschaften definiert gerade eine Eigenschaft, die nicht in diesem Inbegriff enthalten ist. Nach der positiven Seite interpretiert bedeutet das, daß Qualität, Eigenschaft schlechthin Universalien sind und sich vor jeder Definition schon voraussetzen.

Als das Komplementäre des Inbegriffs aller Eigenschaften stellt sich dar der Begriff des reinen Gegenstandes, der aller Eigenschaften entblößt gedacht wird. Er ist damit der Gegenstand, der keine Eigenschaften hat, nicht prädzierbar ist und damit gerade die Eigenschaft besitzt, als einziger eigenschaftslos zu sein, woran sofort der Widerspruch in die Augen springt. Weil nicht alle Eigenschaften gegeben sind (sofern sie keinen Gegenstand bilden), also nicht zusammenfaßbar sind und als Gesamtheit nicht vom Gegenstand ablösbar sind, kann

²⁵ In einem anderen Zusammenhang und in der Aristotelischen Begriffssprache stellt sich das so dar, daß es keine reine Form gibt, sondern immer nur als Form einer Materie. Die Objektivierung der Form, die Form der Form, macht diese zur Materie einer neuen Form; die reine Form ist nie allein greifbar.

dieser nie als reiner Gegenstand gegeben sein. Es gibt nicht den reinen Gegenstand, weil er Gegenstand nur in einer bestimmten Prädikation ist.²⁶

Anders formuliert: Gegenstand ist immer kategorial geformt. Das Vorkategoriale ist nicht Gegenstand. Zwei Dinge überhaupt sind nicht ohne Beziehung denkbar, weil die Beziehungslosigkeit gerade eine Beziehung definiert. — In allen diesen Formulierungen wird schon auf die Problematik eines ‚Dinges an sich‘ in ihrem rein logischen Aspekt hingezielt.

Die Grelling-Nelsonsche Paradoxie über heterologisch und autologisch hat zum Gegenstand das Verhältnis von Begriff und Begriffenem, und zwar so, daß dieses Begriffene das Wort des Begriffes selbst ist; oder anders: Symbolgegenstand und Symbolaussage, so, daß diese Aussage den Gegenstand selbst einbegrift. Es ist die Frage nach dem Sinn des Sinnes, nach dem Vermeinen des Vermeinens, also nach Sinn schlechthin, weil kein vom Sinn Unabhängiges, worauf er ginge und worin er eindeutig fixiert wäre, gegeben ist.

Das Paradox ist wieder ‚sinnlos‘²⁷, solange Sinn innerhalb von Symbol und Symbolisiertem, Meinen und Gemeintem, Begriff und Begriffenem festgehalten wird. Gerade durch die Aufhebung des Gegenstandsverhältnisses wird diese Relation aber aufgehoben und dabei Sinn schlechthin und unbedingt zur Frage gestellt. Die doppelte Form des Paradoxes gibt uns wieder den Aufschluß, daß Sinn sich immer selbst zur Voraussetzung hat. Intentionalität, Bewußtsein von . . . , Begriffsein von . . . sind derart nur denkbar, daß sie sich schon immer selbst voraussetzen. Sinn meint schon den Sinn von Sinn, Begriff immer den Begriff von Begriff, Bewußtsein ist schon gemeint in einem Bewußtsein. Wir bezeichnen sie darum als Universalien, worin angedeutet ist, daß sie umfassende Bereiche sind, die nicht mehr gegenständlich gegen anderes abgegrenzt werden können. Sie sind sich selbst ihr Horizont, indem sie sich ins Unendliche voraussetzen. Soweit auch gegangen werden mag, befindet man sich innerhalb ihres Bereiches. Der Sinn von Sinn ist immer noch Sinn, die Wahrheit der Wahrheit noch immer Wahrheit. Aber sie sind dabei keine Gegenstände

²⁶ Aristotelisch ausgedrückt, besagt dies, daß es keine reine Materie gibt, sondern nur die Materie einer bestimmten Form. Gegenstand ist weder Form noch Materie, sondern die geformte Materie.

²⁷ So etwa H. Weyl, *Das Kontinuum*, Leipzig 1918, S. 2.

mehr. Das liegt angedeutet im Widerspruch der negativen Form, der ihre Gegenständlichkeit aufhebt. ‚Begriff überhaupt‘ ist kein Gegenstand, weil seine gegenständliche Bestimmung schon im Begriffe geschieht, der Begriff also seiner Bestimmung schon voraus ist, in der Bestimmung ein Gegenstand aber erst zum Gegenstand wird. Die Vergegenständlichung von Intentionalität setzt gerade die Intentionalität als die Grundweise, in der alle Objektivierung geschieht, voraus. Jede Festlegung des Sinnes von Intentionalität überschreitet durch den notwendigen Rückbezug auf die Intentionalität dieser Festlegung schon die vorgegebene Sinnweite und nichts anderes drückt der Widerspruch aus, wenn er jeweils jede Prädikation in ihrer Negation aufhebt.

In der Tautologie ist also der formale Hinweis gegeben auf den universalen Charakter des ‚Gegenstandes‘, im Widerspruch drückt sich die Ungegenständlichkeit des Gegenstandes aus.

Damit ist die Unmöglichkeit angezeigt, aus dem Verhältnis von Intention und Gegenstand, allgemein: Subjekt und Objekt herauszutreten und dabei dieses Verhältnis selbst noch einmal zum Gegenstand zu machen, ohne den umgreifenden Charakter der Intentionalität durch einen in die Nähe gerückten gegenständlichen Sinn zu verdecken. Was Gegenständlichkeit ermöglicht, kann durch keine Gegenständlichkeit verstanden werden. Muß jedes Objekt, um Gegenstand zu sein, in dieses Verhältnis eintreten, so kann dieses Verhältnis selbst nicht noch einmal Gegenstand werden.

3. Interpretation der Typentheorie

Formalistisch ausgedrückt, bedeutet unsere ‚Lösung‘, daß es keinen Namen für heterologisch gibt. „There is no contradiction at all, unless we suppose that our language contains a name of ‚het‘.“²⁸ Das bedeutet, daß heterologisch in einer bestimmten Sprache nicht formalisierbar ist, d. h. daß es nicht gegenständlich ansprechbar ist, womit der Gegenstand als ‚sinnlos‘ abgetan wird und die Widerspruchsfreiheit gerettet ist. Sofern es aber in einer umfassenderen, nicht mehr autosyntaktischen Sprache doch einen Namen dafür gibt, tritt die Paradoxie auf dieser höheren Ebene wieder auf. Das entspricht genau der Situation der Russellschen Paradoxie. Man geht von der Behauptung aus, daß

²⁸ Reach, The name relation and the logical antinomies. Erk. 7 1938 und Journal of Symbolic Logic 3, Baltimore 1938.

es streng genommen keine autologischen Wörter gibt. Das bedeutet, daß alle Wörter heterologisch sind. Heterologisch aber heißt, daß jedes Wort bzw. jeder Begriff etwas von ihm verschiedenes meint. Wenn es dann für ‚het‘ keinen formalisierbaren Namen gibt, bedeutet das, daß es für das Intentionale des Vermeinens keinen gegenständlichen Namen gibt. Was aus der Argumentation also hervorgeht ist, daß Intentionalität kein eigentlicher Gegenstand ist.

Zu dem gleichen Ergebnis gelangt P. Ramsey, der Schüler Russells, beim Versuch einer Verbesserung der Typentheorie. Bei ihm heißt es: „What appears clearly from the contradictions is, that we cannot obtain an allinclusive relation of meaning for propositional functions. What ever one we take, there is still a way of constructing a symbol to mean in a way not included in our relation. The meanings of meaning form an illegitimate totality.“²⁹ Ramsey findet, von der Hierarchie der Typen ausgehend, auch eine Hierarchie der Bedeutungen. Er sieht aber das Problem nur von einer möglichen Lösung aus und konstatiert, da eine Lösung nur über die Typenordnung möglich scheint, die Illegitimität des Inbegriffs aller Bedeutungsmöglichkeiten, woraus für ihn folgt, daß diese Totalität in eine Stufenfolge aufgespalten werden muß. Jede Bedeutung von Bedeutung definiert in sich selbst schon die nächste Stufe möglichen Bedeutungssinnes. Jede Definition definiert eo ipso eine diese Definition selbst übersteigende Definition. Aber diese Erkenntnis geschieht bei Ramsey ohne die Einsicht in die prinzipielle Ungegenständlichkeit von Bedeutungssinn schlechthin, weil er nicht auf die positive Form der Paradoxie aufmerksam geworden ist und also die Tautologie nicht in ihrem Zusammenhang mit dem Widerspruch erkannt hat. So dient seine Erklärung eigentlich nur der Rechtfertigung einer Aufspaltung des ganzen Umfanges möglicher Bedeutungen in einzelne Bedeutungstypen. Durch den Zusammenhang, wie er hier dargestellt wurde, ist aber die eigentliche Wurzel der Rangordnung von Sinnbedeutungen deutlich geworden. Ramsey erklärt, daß durch jede Definition eine Erweiterung der Definitionsmöglichkeiten erreicht werde; hier aber wird einsichtig: weil jede Sinnvergegenwärtigung (vergegenständlichende Objektivierung) schon Sinn voraussetzt, ist in jeder Definition eines möglichen Sinnes schon das Verstehen von Sinn mitverstanden. Wir haben damit eine typisch zirkelhafte, sogenannte nichtprädikative Definition vor uns.

²⁹ Proceedings of the London Mathematical Society, Series II, 1928, S. 372.

Der Schematismus der Entstehung einer Stufenfolge von Typen läßt sich unmittelbar aus der Form dieser Definitionen ablesen.

In einer solchen nichtprädikativen Definition enthält das Definiens auf versteckte Weise schon das zu Definierende. Die Definition stützt sich schon auf einen Sinn, der in der Definition erst festgelegt werden soll.

Soll in einem solchen Zirkel eine wirkliche Definition überhaupt stattfinden, so muß sie in einzelnen Schritten vor sich gehen. Dann führt der erste Schritt der Definition zu einer vorläufigen Festlegung des Definitionsgegenstandes.

Da sich dieser so festgelegte Sinn durch die Gleichsetzung auch auf das vorläufige Definiens bezieht (solange an der Sinnlichkeit aller Sinnbedeutungen festgehalten wird, also noch keine Typenordnung eingeführt ist), so bestimmt die nähere Bestimmung des Definierten rückwirkend auch das ursprüngliche Definiens. Dann schlägt der Vorgang noch einmal um, indem nun das so bestimmte Definiens zu einer anderen Definition seines Gegenstandes führt, worauf sich die frühere Situation wieder einstellt. Der ganze Prozeß ist in sich selbst unabgeschlossen und führt durch die Beibehaltung einer durchgehend gleichen Sinnbedeutung zu einer sich selbst transzendierenden, nie vollendeten Sinnerfüllung. Der Widerspruch ist dann nur eine notwendige Konsequenz des Versuches, festzulegen in *einer* Aussage, was in dieser Aussage diese Aussage schon überschreitet. Die Typenordnung besteht dann darin, durch Auseinanderhalten der einzelnen Schritte dieser dialektischen Bewegung eindeutige Aussagen für einen in ihr abgegrenzten Bereich zu ermöglichen, so, daß der für Eindeutigkeit gewonnene Bereich jeweils einem Schritt der Bewegung entspricht. Die Eindeutigkeit ist also erreicht mit *der* Einschränkung, daß sie nur so weit geht, als die Folge der Typen definiert ist! Die ursprüngliche Schwierigkeit ist wieder da, sobald etwas über das Ganze der Typenfolge ausgemacht werden soll.²⁰

Wenn die nichtprädikative Definition die eigentliche Quelle der Schwierigkeiten ist und damit Veranlassung zum Aufbau einer Typenhierarchie, so muß jeder Bereich, in dem eine solche Stufenfolge aufzustellen ist, durch eine solche nichtprädikative Definition bestimmt sein. D. h. aber, jeder solche Bereich muß in seiner Ganzheit sich selbst voraussetzen, also unbedingt sein. Denn nur solche Ganzheiten, 'Universalien', die zu ihrer Definition sich schon voraussetzen, sind auf

²⁰ Siehe S. 114, Anm. 25

nichtprädikative Definitionen angewiesen. Gegenstände als an sich selbständige, gegen andere abgegrenzte, sind eben durch das zu ihnen andere prädikativ definierbar (omnis determinatio est negatio).

War die eigentliche Schwierigkeit an den bisher aufgezeigten Phänomenen in der nicht mehr möglichen eindeutigen Definition eines Gegenstandes begründet und zeigte sich als deren Wesen der nichtprädikative, zirkelhafte Rückbezug universaler Bereiche auf sich selbst, so stellt sich der Begriff der Reflexion als der eigentliche Mittelpunkt der Problematik heraus. Die Reflexion tritt hier schon als der Punkt auf, auf den unsere Erörterungen konvergieren.

4. Zusammenfassung und Ergebnis

Fassen wir das bisherige Ergebnis zusammen: unter Beibehaltung des Sinnes von Tautologie und Widerspruch, wie er innerhalb einer analytisch-formalen Logik gültig ist und durch Verzicht auf eine nur pragmatisch gerechtfertigte Auflösung, führen uns bisher unbekannte logische Phänomene zu folgenden Konsequenzen. 1. Es gibt im analytischen Bereich (Mathematik) keine Gegenstände (Mengen), die sich selbst enthalten. 2. Es gibt aber Bereiche, die sich vor jeder möglichen Definition voraussetzen. Sie sind selbsttranszendent. Wir nennen sie Universalien. Dazugehören: Menge aller Mengen ($A11$); Wahrheit überhaupt; Sinn — Begriff — Intentionalität; Eigenschaft — Prädikabilität.

Diese, in ihrem besonderen Charakter schon bekannten Gebilde, sind durch eine bestimmte logische Form systematisch verbunden. Der Zusammenhang von Tautologie und Widerspruch als positive und negative Formen am selben ‚Gegenstand‘ zwingt zu der Interpretation, daß Universalien sich selbst transzendierende Gegenstände sind (Tautologie) und keine Gegenstände eindeutiger Prädikation bilden (Widerspruch). Wir haben es mit zwei verschiedenen Aspekten derselben Sache zu tun, oder mit den verschiedenen Konsequenzen eines logischen Phänomens.

Die Universalien sind keine wohldefinierten logischen Gegenstände, aber alle echten Gegenstände sind definiert auf Grund eines Universale. Alle Gegenstände gehören als solche in den umfassenden Seinsbereich eines Universale. Über diese hinaus gibt es keine echten Gegenstände. Universalien sind nie abgeschlossen und darum nie als Ganzes gegeben. Sie sind also keine selbständigen Gegenstände, haben keinen ‚an-sich-‘Charakter (dann wären sie abgeschlossen und definit). Das

Universale ist nur gegeben im Bezug auf ein Subjekt und seine ursprüngliche Objektbezogenheit als Gegebenheitsweise des partikularen Gegenstandes. Aus dieser Subjektgebundenheit leitet sich der reflexive Charakter der Universalien her und daraus ihre Selbsttranszendenz. Der echte Gegenstand existiert durch seinen Bezug auf den Seins-hintergrund eines jeweiligen Universale, d. h. durch die Weise seiner Gegebenheit und erscheint darum gegenüber dem Subjekt vorläufig selbständig, ‚an sich‘. Der Erscheinungscharakter wird erst auf dem Umweg über die Problematik seines Gegebenseins, d. h. den Horizont seines Daseins, erkennbar. Weil es für mich etwas überhaupt gibt, gibt es Wahrheit für mich, und weil es Wahrheit gibt, gibt es einzelne wahre Dinge. Das Wahrsein ist die Weise, wie mir die wahren Dinge gegeben sind. In der Vergessenheit dieses ihres Seinshintergrundes, ihrer eigentlichen Existenz, erscheinen sie mir dann als Dinge un-mittelbar gegeben.

Erst in dieser Zusammengehörigkeit von Tautologie und Widerspruch wird das so beunruhigende Phänomen der Paradoxien der Logik ganz ausdeutbar und philosophisch relevant. Gehören Tautologie und Widerspruch so zusammen, daß sie zum Signum eines besonderen Phänomens werden, so scheint uns hiermit ein Mittel in die Hand gegeben zu sein, das erlaubt, weitere solche Universalien durch den Nachweis analoger Prädikationsformen zu finden. Wir hätten also ein Kriterium aller, jede Gegenständlichkeit überhaupt begrenzenden Gegenstandshorizonte, innerhalb derer Gegenstände uns immer gegeben sein müssen.

5. Leitfaden zur Systematik der Universalien

Wir kehren zum Ausgangspunkt dieses Abschnittes zurück, dessen Aufgabe darin bestand, den sinnvollen Zusammenhang von Tautologie und Widerspruch nachzuweisen, der uns zu dem Begriff des Universale führte. Ohne daß es gelang, eine strenge Systematik zu liefern, wurde doch die Existenz solcher Universalien nachgewiesen und gleichzeitig eine Reihe der wesentlichen aufgezeigt und interpretiert.

Es liegt nun aber in der Grundabsicht aller apriorischen Unternehmungen, systematisch vollständig zu sein, weil sie es ja nur mit dem aus der Einheit der Vernunft entspringenden zu tun haben und ihre Begriffe also nach einer Idee zusammenhängen müssen. Aus diesem Zusammenhang der Idee müßte sich aber eine Regel ergeben, jedem Begriff seine Stelle, und dem Ganzen einen systematischen

Abschluß zu geben, es also von der Willkür zufälliger Methoden unabhängig zu machen.³¹

Unser Begriff des Universale wäre also noch ganz ungenügend, wollten wir uns mit dem bloßen Nachweis und der Interpretation willkürlich herausgegriffener Universalien begnügen. Da wir diesen Begriff mit dem Phänomen des Widerspruchs unmittelbar verknüpft hatten, wäre einer falschen Dialektik des Widerspruches Tür und Tor geöffnet, wenn wir mit jeder Kontradiktion schon den Nachweis eines universalen Gegenstandes zugegeben haben wollten. Nicht jeder Widerspruch ist ein Beweis für die Existenz eines Universale.

Durch die notwendige Verknüpfung des Widerspruchs mit der Tautologie hatten wir diese Möglichkeit eingeschränkt und den leeren, nichts als die Falschheit des Gedachten bekundenden Widerspruch ausgeschlossen. Aber noch sind wir damit nicht imstande, über die Zufälligkeit des Zusammenfallens von Tautologie und Widerspruch hinauszukommen und damit ist jenem Anspruch apriorischer Erkenntnis nicht Genüge getan, der eine Regel der Vollständigkeit will.

Der Widerspruch ist eine erste und ganz ungenügende Bedingung, die erst durch die hinzukommende Tautologie näher bestimmt wird. Wir werden also, um eine solche Regel zu finden, den Weg von der allgemeinen und notwendigen, aber nicht hinreichenden Bedingung des Widerspruchs zu der hinreichenden Einschränkung der gleichzeitigen Tautologie gehen müssen. Es sind notwendig zwei kontradiktorische Aussagen, — aber es ist zu fragen, was einschränken derweise noch zu der allgemeinen Struktur einer Kontradiktion hinzukommen muß, damit eine Tautologie möglich wird. Diese Bedingung muß uns dann die Regel liefern zu einer Systematik der Universalien, sofern sie die Einschränkung des Widerspruchs überhaupt auf den sinnvollen Widerspruch liefert.

Widerspruch ist ganz allgemein Kontradiktion zweier Sätze über den gleichen Gegenstand; zwei Urteile, die nicht in einem Bewußtsein vom Gegenstand vollziehbar sind. Über den Inhalt und die modale Beziehung dieser Sätze ist dabei noch nichts ausgemacht; es ist nur gesagt, daß sie in ihrem Gegenstand einen gemeinsamen Bezugspunkt haben.

Die Tautologie aber, — und wir hatten sie hypothetische Tautologie genannt — bringt ein bestimmtes Verhältnis hinein. ‚Wahrheit ist, wenn sie die Wahrheit ist‘. Das bedeutet, es ist ein Bedingungs-

³¹ Siehe Kant, K. d. r. V., B 92.

verhältnis gegeben, derart, daß, wenn etwas ist, eben etwas ist. Das meinte der Begriff der hypothetischen Tautologie. Die Tautologie bringt also die in der Struktur des Widerspruchs noch unbestimmten Sätze in ein Verhältnis der Dependenz. Wenn aber Wahrheit nur ist, wenn sie schon ist, so ist sie eben nur, wenn sie schon vorausgesetzt war. Und sofern wir von ihr reden, war sie schon vorausgesetzt. Das, was im Widerspruch aufgehoben wurde, setzt die Tautologie also wieder unter der Voraussetzung, daß es zuvor schon gesetzt war, d. h. daß es vorausgesetzt war. Damit haben wir die endgültige Differenzierung des Verhältnisses und somit die einschränkende Bedingung der oben geforderten Regel: Es muß sich bei den möglichen Begriffen um solche handeln, die in einem schlechthin vorausgesetzten Bedingungsverhältnis zueinander stehen.

Das allgemeinste Dependenzverhältnis liegt nun aber in der einfachen Intentionalität vor, insofern wir es hier mit dem Grundverhältnis einer bedingten und bedingenden Gerichtetheit zu tun haben. Jede Differenzierung eines Bedingungsverhältnisses kann nur innerhalb dieser intentionalen Grundrichtung zustande kommen. Nur weil sich das Denken überhaupt auf etwas richtet, kann es sich auch nach bestimmten Kriterien und Regeln richten. Wir werden also Universalien in unserem Sinn nur innerhalb der reinen Intentionalitätsbegriffe zu suchen haben.

Nun hatten wir als die Grundweise von Intentionalität die Diskursivität des Denkens festgestellt,³² derart, daß das Denken in seiner spezifischen Gegenstandsgerichtetheit mit der Aufhebung dieser Gerichtetheit, d. h. in seiner Unbedingtheit, selbst aufgehoben wird. Das Denken ist auf einen Gegenstand gerichtet und bedingt oder es ist nicht mehr Denken.

Wir finden also jene aus der Tautologie hergeleitete Regel der Einschränkung identisch mit dem Bedingungsverhältnis der Diskursivität. Dieses Verhältnis hatten wir nun weiter aufgeteilt gefunden in vier besondere Weisen der Dependenz, und zwar als Abhängigkeit von Grund und Folge, Wahrheit und Wahrheitskriterium, Begriff und Begriffenem, Umfang und Inhalt. Diese Formen der Dependenz geben dann den Rahmen, innerhalb dessen wir auf ein Universale stoßen können und die Systematik dieser Universalien ist nichts anderes als die Systematik der Formen der Diskursivität des Denkens. Die Uni-

³² Siehe S. 32 ff.

versalien als die am Zusammenfallen von Tautologie und Widerspruch aufweisbaren Phänomene sind die bei der Aufhebung des diskursiven Bedingungsverhältnisses auftretenden, universalen, unbedingten ‚Gegenstände‘, und wir werden also in allen, auch den inhaltlich verstandenen Universalien diese in vier besondere Weisen differenzierte Grundstruktur der Dependenz wiederzufinden erwarten können.³³

An den Universalien geschieht demnach das Übergehen des Denkens vom Bedingten ins Unbedingte oder, insofern wir die Grunddependenz von der Intentionalität her verstanden, das Übergehen von der Gerichtetheit zur Richtungslosigkeit. Aber diese Richtungslosigkeit ist tiefer zu begreifen als eine Richtung gegen sich selbst, insofern das diskursive Denken in seiner Unbedingtheit gegen sein eigenes Wesen dachte, sich also gegen sich selbst wandte. Mit der Aufhebung der Gerichtetheit wird es aus seinem Gegenstand herausgenommen. Indem es dabei gegen sich selbst gewandt ist, wird es, ohne sich zum Gegenstand zu machen, in gewisser Weise reflexiv. Und die Reflexivität war eine durchgehende Eigenschaft aller Paradoxien.

Wenn wir die geforderte Regel der Einschränkung als Beschränkung des allgemein Kontradiktorischen auf die Kontradiktion als sinnvolles Datum verstanden, so läßt es sich jetzt auch als Abgrenzung des gegen seine partikularen Regeln verstoßenden, also unrichtigen Denkens von dem gegen sein eigenes Wesen sich erhebenden, d. h. sich transzendierenden Denkens verstehen. Der einfache Widerspruch verstößt ohne das Denken aufzuheben, gegen das Wesen des Denkens, das in ihm Gedachte wird darum vom Denken als ‚falsch‘ beurteilt. Im tautologischen Widerspruch aber hebt das Denken sich als Instanz der Beurteilung selbst auf. Der Sinn dieses Widerspruches besteht also in dem neuen Raum, in den das Denken dort sich hineinhebt, wo es sich selbst aufgehoben hat.

6. Universalien und Transzendentalien.

Es sollte bei unserem Begriff des Universale vermieden werden, an den Schulbegriff der Universalien der mittelalterlichen Philosophie zu erinnern. Jene seit der Isagoge des Porphyrius viel umstrittenen fünf Allgemeinbegriffe (genus, species, differentia, proprium, accidens) gehören in

³³ Es ist diese gemeinsame Grundstruktur der intentionalen Dependenz, die es ermöglicht, durch eine einzige Analyse alle angeführten Paradoxien aufzuschließen und sie insgesamt durch ein Formelschema zu beschreiben.

einen anderen Problemzusammenhang und sind aus einer wesentlich ontologischen Fragestellung heraus verstanden: der Frage nach der jeweiligen Seinsweise des Konkret-Einzeln und des Abstrakt-Allgemeinen, wobei der Sinn von Sein schon als denkbar vorausgesetzt war.

Dem gegenüber wäre für uns die Frage nach der Seinsweise, wenn sie überhaupt gestellt würde, schon mit der Definition entschieden, weil wir das Universale gerade als das Nicht-Denkbar, weil dem Denken immer schon vorgegebene, gefunden haben. Es wäre also ungereimt, ihr Sein nominalistisch in ihr Gedachtsein zu verlegen. Wohl ist der ganze Weg zu ihnen ein Weg des Denkens, aber auf diesem Weg sind sie selbst das Ungedachte.

Aber andererseits würden wir auch nicht auf die Seite des Realismus treten. Die ontologische Hypostasierung der Universalien bedeutete gerade ihre Einbeziehung in das Denken, weil diese Hypostase ein Werk des Denkens ist. Sollen sie ein Sein jenseits des Denkens haben, so dürfen sie nicht denkbar sein. Sie haben also nicht ein ideales Sein gegenüber einem empirisch-realen. Es gibt diese Universalien nicht in dem Sinne, daß die Frage noch sinnvoll wäre: *Universalia ante rem, in re, post rem*? Darin hätte der Nominalismus allerdings Recht: Wir selbst benennen die Dinge — aber nicht aus der Willkür des Nennenwollens, sondern aus der Möglichkeit des Nennenkönnens.

Es liegt nahe, auch den Begriff des Transzendente hier anzuführen. Dieses ist in der mittelalterlichen Philosophie, etwa bei Thomas, das, was über den Gattungen des Seins steht, und was dem Seienden schon vor jeder näheren Bestimmung zukommt. Die Transzendentalien sind dem Denken bestimmten Seins schon vorgegeben. Darum sind sie jeweils mit dem Sein und unter sich vertauschbar. Aber auch sie sind ontologisch verstanden. Ihr Ursprung ist die Aristotelische Grundlegung der Ontologie als Lehre vom Seienden als Seienden. In ihnen wird Seiendes als Seiendes gedacht, d. h. es wird in ihnen zum Sein nichts besonderes hinzugedacht. In dem Satz von ihrer Vertauschbarkeit steckt die Bedeutung, daß in ihnen Sein unmittelbar als solches erkannt wird, d. h. das ontologische Vorurteil ihrer konstitutiven Bedeutung für das Sein. Die Transzendentalien sind demnach in ihrer Unbedingtheit und überkategorialen Geltung wohl transzendent, aber andererseits durch ihre ontologische Auffassung versteckterweise wieder zu Seinskategorien gemacht.³⁴

³⁴ Wie Kant schon bemerkte, bestand das Mißverständnis der Transzendentalien darin, daß sie für die Gegenstände, anstatt bloß für die Erkenntnis von

Demgegenüber ist der Begriff des Universale von uns nur als Grenzbegriff gedacht und bleibt an die Weise seiner methodischen Zugänglichkeit gebunden. Das Universale ist nur eine von der Immanenz des Denkens ausgesprochene Forderung, um die Lücke auszufüllen, die an der Stelle der auftretenden Widersprüche entstanden ist. Sie sind keine transzendenten Begriffe, wie die mittelalterlichen Transzendentalien, sondern nur transzendental, sofern sie die Bedingung der Möglichkeit partikularer Gegenstandserkenntnis darstellen. Wir vermögen, von wahren Sätzen, richtigen Begründungen, mathematischen Mengen zu sprechen, weil uns ein Sinn von Wahrheit, logischer Dependenz, begrifflicher Implikation schon vorgegeben ist. Dieser ihr Voraussetzungscharakter läßt sie gerade zur Grenze dessen werden, wozu sie Voraussetzung sind. Als Grenze des Partikularen sind sie nicht wieder Teil einer partikularen Ordnung.

Andererseits sind sie aber doch, wenn sie aus der Wirklichkeit des Denkens gefordert werden, mehr als nur regulative Prinzipien. Wir verhalten uns in unserem wirklichen Erkennen nicht nur als ob wir Wahrheit erkannten, als ob die Realität an die Abhängigkeit von Grund und Folge gebunden sei, als ob wir die Begriffe in ihrer logischen Implikation dächten. Die Problematisierung in dem als ob geht vielmehr von einer Unbedingtheit der Wahrheit und der Begründung aus. Von ihr aus kann erst ein bestimmter Sinn von Wahrheit und Begründung in die Fragestellung des als ob gerückt werden. Die Universalien werden zugänglich in der Totalisierung bestimmter partikularer Bereiche und sind damit in einem weitesten Sinn konstitutiv. Wenn ein Universale die Totalität eines Partikularen darstellt, so wird es auch wesensbestimmend für alle Teile des Partikularen.

In ihrer Ungegenständlichkeit sind die Universalien die eigentlichen philosophischen Gegenstände. An ihnen geschieht die Abgrenzung philosophischen und wissenschaftlichen Denkens, in ihnen ist der umfassende Charakter der Philosophie begründet, ihre Leere in Bezug auf bestimmte Gegenstände, ihre Nicht-Wissenschaftlichkeit, aber auch ihre wissenschaftsbegründende und fundierende Sinngebung des Partikularen.

Gegenständen geltend gemacht wurden. Und das bedeutet eine Verwandlung in ontologische Seinskategorien. Kr. d. r. V., B 113—114.

III. Möglichkeit und Sinn einer Dialektik

1. Analytik und Dialektik

In ihrem immerwährenden Ansatz einer Überschreitung des Gegenständlichen ist die Philosophie in ihrem Hinzielen auf das Ganze als Ganzes aller Dinge durch die Weisen, wie es sich darstellt in den Universalien, notwendig immer im Prozeß einer umfassenden Dialektik.

a) Das Ganze in der Bewegung der Dialektik

Wenn das Wahre das Ganze ist, und das philosophierende Denken in dem Anlauf besteht, der sich des Ganzen zu bemächtigen trachtet, so ist es ein Vorläufiges, bei dem Vereinzelten stehen zu bleiben, oder ein Nachträgliches, aus dem Umgreifenden des Ganzen herauszutreten in die Isolierung einzelner Gegenstände. Die breite Mitte des Seins aber, in der das Zerstreute wieder in eins zusammengenommen ist oder noch nicht in seine Vielfalt zerstreut ist, wird in seiner Wahrheit nicht mehr umfaßt durch das „dürre Gebein“ einer Analytik. Den Raum des Ganzen vermag nur die ‚Selbstbewegung des Begriffes‘, der ‚volle Leib‘ einer Dialektik auszufüllen. Ist nämlich das Ganze kein Gegenstand, — weil Gegenstand nur durch die Negation alles anderen ist, das Ganze aber kein anderes außer sich hat — dann wird keine Aussage vollendbar sein als eindeutig gegenständliche; als solche wäre sie keine Aussage mehr über das Ganze, sondern setzte sich selbst außerhalb des Ganzen. Die Bewegung des Denkens ist also die notwendige Bedingung einer Wahrheitsbestimmung des Ganzen. Ist das Ganze das Eine und das Andere, so ist seine Wahrheit in der Dialektik des ‚sowohl — als auch‘, und die Bewegung ist der Ausdruck der Unmöglichkeit, zu einem definiten Abschluß zu gelangen.

Ist das Ganze das nie Vollendete, so ist die Dialektik das nie Abgeschlossene. In der Bestimmtheit des ‚Dieses‘ ist das Ganze nicht zu greifen; es entzieht sich im Widerspruch des ‚Anderen‘; aber durch das Systematische des Sichentziehens hinterläßt es eine für uns sichtbare Spur, auf der ihm zu folgen möglich ist.

b) Kritik des üblichen Begriffs der Dialektik

Dialektik wird weitgehend für unmöglich gehalten als wahrheitsgründende Weise des Denkens. Nun ist allerdings das meiste, was unter dem Namen einer Dialektik läuft, ohne genügende theoretische Fundierung, nicht imstande, die Möglichkeiten einer dialektischen Formen-

lehre auszuschöpfen und führt kaum über die historischen Begriffe von These, Antithese und Synthese hinaus. Es existiert kein ernsthafter Versuch, die Dialektik als notwendige Methode für sonst unzugängliche ‚Gegenstände‘ theoretisch zu begründen.¹ Das scheint auf folgende Gründe zurückzuführen zu sein. 1. Es wird nicht die Zusammengehörigkeit von Gegenstand und Methode erkannt, und es wird daher oft eine Dialektik an analytischen Gegenständen versucht. 2. Damit hängt zusammen, daß man den analytischen Wahrheitsbegriff mit in eine Dialektik hinübernimmt. Dann kann aber eine Dialektik keine Wahrheit begründen, weil sie keine eindeutigen Sätze liefert; es ist auch nicht genügend, die Bewegung selbst als Wahrheit zu begreifen, solange man dahinter den analytischen Sinn von Wahrheit im Auge behält, denn die Bewegung ist dann gerade Anzeichen der noch nicht vorhandenen Wahrheit. Für eine Dialektik ist also ein anderer Sinn von Wahrheit zu suchen.

Die Absicht unserer Untersuchung ist abzugrenzen gegen eine Dialektik, wie sie oft mit einem ganz anderen Ziel gefordert wird. So etwa bei Simmel, Litt, Vierkandt, Liebert: letztlich aus kulturell-ethischen Belangen, aus dem Verlangen nach einem harmonisierenden Dualismus. Dialektik ist dann die Harmonie, die den Daseinsdualismus begütigend umgreift und durch das ganze Sein hindurch als Wahrheit des Seins gesucht wird. Leben-Denken, Wirklichkeit-Begriff, Eines-Vieles, Leben-Tod werden dialektisch begriffen und in ihrer Dualität aufgehoben, indem das eine im anderen zu sehen gelernt wird: Leben und Tod gehören zusammen, das Denken ist das Denken des Lebens usw. Dialektik hat damit ihren Sinn als formale Systeme-

¹ An systematischen Arbeiten über Dialektik sind zu nennen: Paul Hofmann, Die antithetische Struktur des Bewußtseins, Berlin 1914; Arthur Liebert, Geist und Welt der Dialektik, Bd. I Grundlegung der Dialektik, Berlin 1929; Jonas Cohn, Theorie der Dialektik, Leipzig 1923. Neuerdings gibt es von formalistischer Seite aus Versuche einer formalen Dialektik. Durch die Preisgabe des Satzes vom Widerspruch glaubt man auf ähnliche Weise zu einer nichtaristotelischen Logik zu gelangen, wie die Mathematik durch die Preisgabe des Parallelenaxioms zu einer nichteuklidischen Geometrie kam. Siehe Max Bense, Theorie dialektischer Satzsysteme, Phil. Stud. I 1949 und Phil. Stud. II 1950. Von dem lange erwarteten Buch Leisegangs zur Dialektik ist nur noch eine Abhandlung erschienen, Die Dialektik als wissenschaftliche Methode Phil. Stud. 3/4 1951.

„Dialektik“ beginnt heute geradezu zu einer Mode zu werden, und man spricht schon von einer „Heraufkunft des dialektischen Denkens“, siehe: Heiß, Der dialektische Schluß Phil. Stud. I 1949 S. 183.

matik verloren. Die Notwendigkeit, mit der eine solche Dialektik gefordert wird, ist keine logisch-normative, sondern ethisch-weltanschauliche. Das bedeutet aber eine Verkehrung des Wesens von Dialektik als einer Weise, die Wahrheit im Ganzen zu denken und eine Verharmlosung des Daseins durch eine nachträglich hinzuge dachte Lösung, die in einem anderen zu suchen ist, als im Denken einer Harmonie. Weil der Bruch der Diskrepanz wo anders liegt: auf dem Grund des Menschseins im Menschen, so ist er auch nicht auflösbar an der Oberfläche des Gedankens. Es ist derselbe von Marx mit soviel Recht an Hegel kritisierte Versuch, die ontische Entfremdung des Menschen theoretisch zurück zu nehmen, als ob mit dem Sichdenkenlassen einer Harmonie schon irgend etwas getan wäre zur Schlichtung jenes Widerstreites im Dasein, der allem Denken schon zuvor ist.

c) Gegenstand und Methode

Für jede Methode gilt ein Doppeltes: eine Methode ist immer Methode für einen bestimmten Gegenstand und somit vom Gegenstand her bestimmt, und: jede Methode bestimmt einen Gegenstand und somit ist ein Gegenstand durch die Methode bestimmt. Ist Methode der denkend vollzogene Zugang zu Gegenständlichkeit schlechthin, und als solcher der Versuch, Gegebenes aus seiner originären Einmaligkeit in die Form des Allgemeinen zu bringen, das von einem Dinge Sagbare sagbar zu machen, so ist sie abhängig von der Form des Gegebenen, die als Form greifbar werden soll. Ist aber Methode das Unternehmen, eine bestimmte Form greifbar zu machen, so sind unter dieser Methode nur Gegenstände dieser Form zugänglich. Nehmen wir beides zusammen, so gilt: Methode und Methodengegenstand gehören zusammen und sind für sich allein genommen nicht mehr sinnvoll denkbar.

Kennzeichnen wir dann Analytik durch die aller wissenschaftlichen Methode gemeinsame Eindeutigkeit und Allgemeingültigkeit ihrer Aussagen und verstehen wir unter Dialektik das neben den eigentlichen Wissenschaften immer wieder versuchte Denken von sich Widersprechendem in der systematischen Form des Setzens und wieder Aufhebens seiner Aussagen, so scheint hier ein Hinweis auf grundsätzlich verschiedene Gegenständlichkeiten gegeben zu sein. Wo sich das Denken so grundsätzlich unterscheidet, muß auch sein Gegenstand im Grund verschieden sein.

Der analytische Begriff von Wahrheit ist der in den Einzelwissenschaften gültige. Sie wird als Richtigkeit des Urteils verstanden im Sinne einer Isomorphie des im Urteil Vermeinten mit der Wirklichkeit, unabhängig davon, wie diese Isomorphie genauer vorgestellt wird, als *adaequatio rei et intellectus* oder als Symbolgleichheit des Objekts mit der symbolisierenden Aussage, nie aber als Seinsgleichheit des Erkennens und des Erkannten. Die Isomorphie setzt immer die Unabhängigkeit eines Wirklichen als ‚Sachverhalt‘ vom Vermeinen des Wirklichen voraus. Die Koinzidenz beider bedeutet gerade das Ende der von Wahrheit zu Wahrheit fortschreitenden analytischen Erkenntnis. Objektive Wahrheit (Richtigkeit) gilt immer nur in dem Gegenüberstehen von Subjekt und Objekt, wenngleich diese Einengung des Sinnes von Wahrheit in ihrem wissenschaftlichen Vollzug nicht mehr gegenwärtig ist. Dialektik aber mit ihrem universalen Gegenstand, der Subjekt und Objekt, *cogitare* und *esse* umgreift, kennt diese gegenständliche, objektive Wahrheit nicht, insofern das Ganze auch das Denken des Ganzen umfaßt und sich damit selbst zum Gegenstand des Denkens macht, worin Denken und Gedachtes koinzidieren. Damit aber tritt die Reflexion in den Kreis der Gegebenheiten, denn das Sein der Reflexion ist das Reflektieren über das Sein. Und insofern das Ganze das Denken des Ganzen umspannt, umspannt es ein in sich dialektisches Verhältnis. Dialektik ist als ein dialektisches Verhältnis.

Wenn aber unser Denken im Vollzug immer analytisch bleibt, d. h. wenn wir wirklich nur Gegenstände zu denken vermögen unabhängig vom Vollzug ihres Gedachtwerdens, so ist diese Dialektik für uns nur im Überschreiten des analytischen Denkens, d. h. das dialektische Verhältnis ist die Bewegung des Gedankens. Und wenn Dialektik ein Verhältnis ist, also ein ‚Zugleich‘ der Glieder, dann ist diese Bewegung der Gedanke selbst oder die Dialektik ist die Selbstbewegung des Gedankens. Indem wir in der Festigkeit des Gedankens bleiben, erreichen wir nicht das Ganze, wir bleiben also in der Bewegung. Insofern aber die Unvollendbarkeit des Ganzen das Wesen des Ganzen ausmacht, ist es selbst Bewegung und also die Dialektik die Wahrheit des Ganzen. These und Antithese sind beide analytische Sätze, aber daß sie beide ‚wahr‘ sind, macht das dialektische Verhältnis aus; daß sie nicht beide als wahr gedacht werden können, treibt den

Gedanken in die Bewegung hinein; daß sie aber beide ‚zugleich und in gleichem Sinne‘ wahr sind, macht die Bewegung zur Selbstbewegung und das ‚sowohl — als auch‘ zu ihrer Wahrheit. Daß sie aber nicht ein ‚dies‘ und ‚das‘ ist, sondern die neue Einheit, erhebt sie über das analytische Nebeneinander zur dialektischen Synthesis.

Subjekt und Objekt, Ich und Nichtich, beschränken sich gegenseitig, indem sie sich gegenseitig umgreifen. Wenn im Denken des Ganzen das Subjekt mitgedacht wird, gehört es mit zum Objekt, das Objekt umspannt also auch das Subjekt. Indem aber Objekt nur als Objekt für ein Subjekt da ist, ist das Subjekt zugleich das Umgreifende des Objekts. Das Verhältnis ist also doppelt umfassend. Der methodische Ausdruck dieses Verhältnisses ist die Dialektik. Sie ist also gegenüber der Analytik die umfassendere Methode. Als solche ist sie gemeint im ‚Parmenides‘ Platos, in der ‚Docta Ignorantia‘ des Nicolaus Cusanus, in der Wissenschaftslehre Fichtes, in der Phänomenologie Hegels. Kant kennt Dialektik nur als Logik des Scheins, aber doch so, daß der Schein als ein notwendiger auftritt und gerade auch dort, wo es um das Ganze der Totalität der Bedingungen geht und die Vernunft sich darum selbst gegenüber steht.² Die Bedeutung dieses Zwanges, mit dem eine Dialektik dabei auftritt, wird ihm aber nicht zum Problem. Und mit seinem Verständnis von Philosophie als Wissenschaft behielt er auch den analytischen Wahrheitsbegriff bei. So bleibt ihm Dialektik eine „Übernehmung der Vernunft“ und die Dialektik, die mit dem Ding an sich und dem Subjekt-Objekt-Problem der transzendentalen Deduktion in seine Philosophie einbricht, ist ihm kein positives Wahrheitszeugnis, kein Hinweis auf die Grenze, an der sich hier das analytische Denken befindet. Die Notwendigkeit der Täuschung wird ihm nicht zu einer Wesenswahrheit der menschlichen Vernunft. Bis in das Opus posthumum hinein lassen sich die Versuche verfolgen, zu einer eindeutigen, also analytischen Entscheidung über diese dialektischen Gegenstände zu gelangen.

² Kant, Kritik der reinen Vernunft, B 708: „Die reine Vernunft ist in der Tat mit nichts als sich selbst beschäftigt, und kann auch kein anderes Geschäft haben, weil ihr nicht die Gegenstände zur Einheit des Erfahrungsbegriffes, sondern die Verstandeserkenntnisse zur Einheit des Vernunftbegriffes, d. i. des Zusammenhanges in einem Prinzip gegeben werden.“ Dort wo aber die Vernunft dies ihr Objekt zum wirklichen Gegenstand macht und ihre Erkenntnis für konstitutiv hält, dort entsteht der dialektische Schein. Siehe Benno Erdmann, Die Idee von Kants Kr. d. r. V., in: Abh. d. pr. Akad. d. W. 1917, S. 51.

Wir haben versucht, eine vorläufige Erklärung zu geben über die Bedeutung dessen, was wir unter Analytik und Dialektik verstehen und haben begonnen den logischen Ort nachzuweisen für ihre jeweilige Zuständigkeit. Analytik gibt es nur dort, wo man den einzelnen Gegenstand aus seinem Seinsganzen herausgenommen und ihn so objektiviert hat. In seiner Objektivität ist er als Gegenstand objektiver Wissenschaft dem ihn fundierenden Bewußtsein, seinem Seinssinn, entfremdet.

Im Denken aber wird immer ein weitester Horizont von Sein, in welchem Konkretes gedacht wird, mit hinzu gedacht. Diese Horizonte möglicher konkreter Gegenstände sind selbst nicht mehr mögliche konkrete Gegenstände, das heißt, sie sind nicht mehr Gegenstände einer Analytik, sondern Bereiche, die nur durch die Bewegung einer Dialektik ausgefüllt werden können. Es gilt also innerhalb dieser Horizonte, die wir oben an Einzelfällen nachzuweisen suchten (Kopulaproblem, Gödelscher Satz, Paradoxien) und dort Universalien nannten, eine eindeutige Analytik nach den formalen Regeln einer Logik der Widerspruchsfreiheit, für diese Universalien selbst aber eine systematische Dialektik.

Darunter verstehen wir eine nicht in ein verantwortungsloses Spiel mit dem Widerspruch ausartende Dialektik, in der weder Halten noch Loslassen gilt, und wo die Wahrheit sowohl wie die Unwahrheit für die ‚Wahrheit‘ der Dialektik spricht; mit der man sich nicht einlassen kann, ohne sich selbst an sie preiszugeben.

Systematik bedeutet, daß es in ihr eine Ordnung umfassender Art gibt, durch die ein Sinn von Wahrheit aufrechterhalten bleibt. In dieser Sinnordnung ist auch dem Widerspruch ein logischer Ort zubestimmt, an dem er sinnvoll zum Ganzen hinzugehört und für alle anderen Teile ausgeschlossen bleibt. Nicht überall, wo ein Widerspruch auftritt, beginnt eine Dialektik. Es gibt auch den leeren, weil nichts als seine Unwahrheit erschließenden Widerspruch. Nicht beliebig auftretende Widersprüche sind ein Hinweis auf die Wahrheit des Gedankens, — tritt der Widerspruch auf, so ist der Gedanke wahr tritt er nicht auf, so ist auch dies ein Beweis seiner Wahrheit — sondern die Zuordnung eines Widerspruches zu einem analytisch nicht mehr beherrschbaren Gegenstand. Es ist also gemeint die adäquate Zuordnung von Gedankenoperation und Gegenstand. Damit ist also auch für diese Dialektik ein Gelten gefordert, d. h. ein Bezug zu einem Bewußtsein überhaupt und dieser Bezug ist gerade die Sinnordnung

dieser dialektischen Systematik in einem umfassenden Wahrheits-sinn. Damit aber ist die Allgemeingültigkeit dieser Dialektik im Bewußtsein eines umfassenden Wahrheitsbezuges gegeben.

f) Komplementarität von Analytik und Dialektik

Der Widerspruch ist also nicht selbst letzte wahrheitgründende Instanz, sondern ist eingeordnet in einen weiteren Bezug, innerhalb dessen er seinen bestimmten Platz einnimmt. Damit scheint die Dialektik in ihrem Geltungsbereich wieder durch eine analytische Instanz eingeschränkt und unsere ganze Position in ihr Gegenteil verkehrt: eine umfassende Analytik scheint der Dialektik ihre Grenzen ab-zustecken. Darin aber wird folgende Situation sichtbar.

Analytik und Dialektik sind korrelativ und fordern sich gegenseitig. Damit es zu dem Zusammenstoß zweier widersprechender Sätze kommen kann, ist eine analytische Deduktion notwendig, die gerade bis zu dem Punkt des dialektischen Ineinandergehens reicht, die also den möglichen Ort der dialektischen Synthesis vollständig bestimmt als eine Lücke in der analytisch-widerspruchsfreien Folge und als eine Grenze des analytischen Verfahrens. Analytik hingegen ist nur möglich durch die Beschränkung auf den Bereich widerspruchsfreier Prädikation und also Ausschluß aller ‚Lücken‘, d. h. des ganzen, Analytik in ihren Gegenständen fundierenden Horizontes umgreifender Bereiche. Ein Widerspruch als ein auffälliges logisches Phänomen ist nur möglich in einem analytisch strukturierten Bewußtsein, in dem er das Aufgehobensein dieses Bewußtseins ist. Dialektik ist in diesem Sinne immer eingebaut in einen analytischen Rahmen. Das bedeutet aber, daß Dialektik nur möglich ist vom Boden einer Analytik aus: wir vermögen dialektische Synthese nur zu vollziehen von unserem selbst analytisch strukturierten Bewußtsein aus, in welchem Dialektik als die Aufhebung dieses Bewußtseins an der Grenze seiner Möglichkeit sichtbar wird. Nur weil es eindeutige analytische Sätze gibt und nur solange diese in ihrem identischen Sinn festgehalten werden, gibt es den Widerspruch in seiner aufhebenden Bedeutung. Er ist also an seinem Ort durch die analytischen Sätze eindeutig bestimmt. Wird das dialektisch Zweideutige schon in die Ausgangs-sätze hineingetragen, so verschwindet gerade der Widerspruch als ein Widersprechen zweier unvereinbarer Sätze. Nur ein eindeutiger Satz widerspricht einem eindeutigen Satz. Das Nicht-Eindeutige ist schon der Widerspruch und der Widerspruch widerspricht nicht dem Wider-

spruch. Wenn es überall nur Widerspruch gibt, so gibt es eigentlich keinen mehr, weil er als Phänomen nicht mehr herausgehoben ist.

Dialektik ist also immer nur aus einer Analytik kommend vollziehbar als Grenze, an der das analytische Bewußtsein aufgehoben wird. Das ist die Bedeutung der umfassenden Gültigkeit des Satzes vom Widerspruch: wird er selbst durch eine Dialektik aufgehoben, so ist er doch Bedingung der Möglichkeit dieser Dialektik.

Es bedeutet also die Systematik und Allgemeinvollziehbarkeit der Dialektik, daßes objektive Bedingungen fürsie gibt, dieselbst analytisch fundiert sind und innerhalb einesso abgesteckten Raumes von Wahrheit die Komplementarität von Analytik und Dialektik aufrecht erhalten.

2. Phänomenologie und Dialektik

a) Der phänomenologische Wissenschaftsbegriff

Während Hegel noch seine Philosophie als die Wissenschaft schlechthin bezeichnete, also dialektische Methode mit wissenschaftlicher Methode gleichsetzte, hat sich für uns der Begriff Wissenschaft, wenn nicht endgültig geklärt, so doch in einer Richtung verschoben, die einer Dialektik diametral entgegen ist. Wissenschaft als die allen konkreten Einzelwissenschaften gemeinsame Methode ist wesentlich Analytik eindeutiger, widerspruchsfreier Bestimmung eines originär gegebenen Gegenstandes. Alle Gegenstände dieser Wissenschaft befinden sich dabei auf *einer* Ebene der Objektgegebenheit. Gegenstand ist, was als Objekt gegeben ist. Diese Ebene ist identisch mit dem aus der phänomenologischen Epoché resultierenden Bereich reiner Gegenständlichkeit. Dieser auf das rein Noematische reduzierte Bereich ist normativ für alle empirischen Einzelbereiche. Phänomenologie im Sinne Husserls ist darum mit Recht die Fundamentalwissenschaft aller Einzelwissenschaften. Es gibt keine Gegenständlichkeit wissenschaftlicher Bearbeitung, die nicht phänomenologisch konstituiert werden könnte. In dieser Weise ist Phänomenologie die Wissenschaft vom reinen Gegenstand als solchem und trifft sich darin in ihrer Absicht mit Kants transzendentaler Logik.

Dieser gegenüber steht sie aber noch auf einer tieferen Konstitutionsstufe, indem sie den Gegenstand nur als Gegenstand nimmt und sie reicht nicht bis zu der Fülle der Bestimmungen, wie sie in der Kategorienlehre Kants schon gegeben werden. Sie ist die unmittelbare Vorstufe, auf der eine solche Kategorienlehre aufbauen kann.

b) Das Bewußtsein in der Epoché

Das phänomenologisch eingeklammerte Bewußtsein wird von uns daher als das eigentlich wissenschaftliche, objektive verstanden, d. h. sein Gegenstand ist eigentlich objektiv und durch Eindeutigkeit und Allgemeingültigkeit bestimmt. Das aber bedeutet durch Eindeutigkeit und Allgemeingültigkeit der über ihn möglichen Urteile. In seiner Objektivität aber liegt, daß er als Gegenstand selbst unabhängig, weil eindeutig, Gegenstand einer Intentionalität sein muß. Es ist zu fragen, wie ein solcher Gegenstand möglich ist: als intentionaler unabhängig von Intentionalität.

Da er als Gegenstand methodenbestimmt ist, so ist seine Unabhängigkeit selbst methodenbestimmt. Er wird innerhalb einer Intentionalität eingeklammert gegen diese Intentionalität gedacht. Er wird in seiner intentionalen Abhängigkeit unabhängig vorgestellt. Ein Bewußtsein stellt ihn als außer diesem Bewußtsein gegeben vor. Von der Weise seiner Gegebenheit wird innerhalb dieser besonderen Weise selbst abstrahiert. Durch analytische Methode wird also ein Gegenstand als eindeutig gegeben verlangt, diese Eindeutigkeit aber fordert seine Gegebenheit unabhängig von einer ihn fundierenden Intentionalität, also unabhängig von der Methode, durch die seine Eindeutigkeit verlangt wurde. Analytik ist also eine sich selbst in ihrer Intentionalität aufhebende, negierende Methode, so, daß mit dieser Aufhebung jegliche Intentionalität überhaupt aufgehoben wird, der Gegenstand frei in sich konstituiert gedacht wird. Die Intentionalität wird so abgebrochen, daß dieser Abbruch selbst nicht mehr gedacht werden kann, daß das sich selbst Negierende der Methode nicht mehr Gegenstand dieser Methode werden kann. Der Rückbezug des Gegenstandes zu seinem Gegenstandsbewußtsein ist abgeschlossen durch die Weise dieses Rückbezuges selbst. Analytik beruht demnach auf einer geschlossenen, sich selbst negierenden Intentionalität.

Diese besondere Form von Intentionalität liefert also die Voraussetzung für die eindeutige und objektive Konstitution ihrer Gegenstände und ermöglicht so erst ein allgemeingültiges Gegenstandsbewußtsein.

c) Die Partikularität des Gegenstandes und seine scheinbare Totalität

In der Grundbestimmung des Gegenstandes als objektiv, unabhängig Gegebenem liegt als weitere Bestimmung seine Partikularität. Durch seine Einklammerung gegen die fundierende Intentionalität geschieht seine Beschränkung auf Teilbereiche innerhalb einer Ganz-

heit, zu welcher Intentionalität mit gehört. Da aber seine Einklammerung so geschieht, daß diese Einklammerung selbst eingeklammert wird, so erscheint die Bestimmung seiner Partikularität nicht mit am Gegenstand gegeben. Die unmittelbare Gegenständlichkeit wird darum zuerst immer als das Ganze des Seienden schlechthin verstanden. Ihre Partikularität wird nur sichtbar durch Aufhebung der Epoché in einer neuen, ursprünglichen Intention auf die Weise ihrer intentionalen Gegebenheit. In der besonderen analytischen Konstitution eines Gegenstandes ist also eingeschlossen seine ‚Fehlkonstituierung‘ als Totalgegenstand. Wissenschaft als Wissenschaft objektiver Gegenstände erscheint daher immer als mögliche Totalwissenschaft zufolge der Konstitution ihres Gegenstandes in einem eingeklammerten Bewußtsein. Mit der Eindeutigkeit des Gegenstandes in der analytischen Methode ist darum mitkonstituiert die grenzenlose Fortsetzbarkeit des Verfahrens weiterer eindeutiger Bestimmungen. Jede Analytik ist Bedingung und Möglichkeit weiterer Analytik.³ Durch die Negation der den Gegenstand beschränkenden Intentionalität erscheint der Gegenstand als unbeschränkt.

Daraus resultiert ein falsches Eigenverständnis von Intentionalität. Intentionalität kann selbst nicht anders denn als Teil des durch sie gestifteten Gegenstandes auftreten, solange sie sich als Intentionalität selbst einklammert. Erweiterung von Intentionalität ist dann gleichbedeutend mit Ausdehnung des intentionalen Gegenstandes. Analytik schließt aber dann notwendig die Vergegenständlichung ihrer eigenen Intentionalität ein. Die Analytik ist durch den Abbruch weiterer reflektierender Intention unfähig, zu Intentionalität anders als in einem Gegenstandsverhältnis zu stehen. Sie ist darum unfähig, das Eigenwesen von Intentionalität zu erfassen. Analytik vermag nicht ‚zu sich selbst zu kommen‘. Ihr Wesen besteht gerade darin, von sich als Intentionalität abzusehen, in der Weise, daß das Absehen selbst noch ‚vergessen‘ wird um nur am Gegenstand zu bleiben.

d) Die Negation der Epoché

Es ist also die Negation der Epoché das wesentliche Moment einer Analytik, insofern durch eine totale Negation des Horizontes eines Gegenstandes dieser erst möglicher Gegenstand einer Analytik wird. Die Besonderung der Beziehung, das ‚in Bezug auf...‘, ‚in

³ Siehe hierzu: Gegenstand u. Widerspruch S. 42, Anm. 65.

Rücksicht auf . . .', sind Formen, unter denen diese Einschränkung geschieht.⁴ Sobald diese aufgehoben werden, ist die besondere Intentionalität einer Analytik aufgehoben, die Verdeckung der Epoché beseitigt. Das intentionale Gegebensein eines Gegenstandes stellt diesen aber in einen umgreifenden Horizont anderen Seins. In der Zurücknahme seiner Horizontnegation tritt also das Sein als Umgreifendes des Gegebenseins hervor. So ist der erste Schritt des über die bloße Objektivität der Gegenstände hinausgehenden Denkens die Frage nach der Weise ihres Gegebenseins.

Die Analytik braucht nur das Gegebene, in welchem das Sein vergessen ist. Die Negation tritt an die Stelle des Seins. Das ‚Nichts‘ als die Negation des Seins wird selbst zum Horizont des durch die Negation alles anderen bestimmten Gegenstandes. In der Negation ist er allem Sein entfremdet. In seiner größten Bestimmtheit ist er in seiner tiefsten Vereinzelung.

e) Die Eindimensionalität

Die vollendete Idee einer Phänomenologie ist die Wissenschaft vom reinen Gegenstand ohne ein Wissen vom Sein des Gegenstandes: Von seinem Sein als Weise des Gegebenseins ist darin ganz abstrahiert. Die Rückbindung an das ihn intendierende Bewußtsein ist eingeklammert. Diese ‚Eindimensionalität‘ der Intention auf den Gegenstand ist gleichbedeutend mit der Abwehr jeder Reflexion. Es gibt keine Projektion vom Gegenstand auf das Bewußtsein. Das bedeutet eben, daß von der Gegebenheitsweise eines Gegenstandes für ein Bewußtsein und damit von seiner Seinsweise abstrahiert werden soll.

Mit der Eindimensionalität der Intention ist verbunden eine Eindimensionalität des Gegenstandes. Er hat keine ‚Tiefe‘ — es gibt nur den Gegenstand, das was intentional entgegensteht. Es gibt noch keine Sinnordnung, kein logisches Nacheinander. Die Gegenstände sind gleichwertig und gegenseitig austauschbar und ineinander umformbar.

Die Regeln dieser Transformation sind die Regeln der formalen Logik. Diese führen nicht über den Gegenstand hinaus, sie anerkennen nicht die Tiefendimension seines Werdens. In diese tritt er erst ein mit der Frage nach seiner Existenz.

⁴ ‚Das Haus ist grün‘, ‚Das Haus ist vierkantig‘ ist ein Widerspruch, solange nicht der Bezug auf Farbe und Gestalt konstituiert ist. Nicht das Haus in seinem Sein ist Gegenstand der Analytik, sondern das Haus in der Einschränkung des Bezuges auf Farbe, Gestalt usw.

Es war dieser Zusammenhang, den wir meinten, als wir von der eindimensionalen Ebene sprachen, in der alle phänomenologischen Gegenstände gegeben sein müssen.

Diese Einförmigkeit der Intention bedeutet in der Folge die Isolierung des Gegenstandes. Das Zusammen mit anderem Gegebenem ist nicht Synthese, wozu Projektion auf ein synthetisches Bewußtsein gehörte, sondern das ‚dies‘ und ‚das‘ des nur relational verbundenen.⁵ In dieser Isolierung ist der Gegenstand doppelt entfremdet. Er ist entfremdet dem Sinne seiner Gegenständlichkeit, nämlich dem Bewußtsein, für das er Gegenstand ist; und er ist darum entfremdet anderem Seien-den überhaupt, weil ihm der synthetische, ordnungsstiftende Bezugspunkt fehlt. Er ist total isoliert, ein singulärer Punkt im Bewußtsein, ein ‚an sich‘, das den Sinn und das woher seines An-sich-seins vergessen hat.

f) Der hypothetische Charakter

Phänomenologie ist fundamental für alle Wissenschaften, weil sie den Gegenstand konstituiert, über den hinaus die konkreten Einzeldisziplinen nicht führen, den sie nur nach seinen Horizonten hin, also doppelt, nach innen (innerer Horizont: Qualität, Quantität) und nach außen (äußerer Horizont: Relation, Modalität) kategorial erweitern können. Bestimmend aber bleibt für alle folgende kategoriale Bearbeitung die Eindimensionalität der Intention und damit der Objekt-ebene. Alle wissenschaftlichen Gegenstände sind in diesem Sinne ‚objektiv‘. Die Weise ihres Seins, d. h. ihres intentionalen Gegeben-seins wird aber nicht befragt.

Der kategorische Charakter wissenschaftlicher, also auf Objektives gehender Aussagen, ist nur ein vorläufiger. In Wahrheit sind sie alle nur hypothetisch: wenn es wahr ist, daß . . . so ist auch wahr, daß . . .⁶ Die lange Reihe der hypothetischen Voraussetzungen, die schon längst nicht mehr befragt werden und also als gegeben vorausgesetzt werden, trägt dazu bei, diesen hypothetischen Charakter wissenschaftlicher Urteile zu verdecken. Nur die Mathematik in ihrer lückenlosen Durchsichtigkeit und dem mit ihren Grundlagen sie verbindenden axiomatischen Aufbau weiß noch von ihrem funktionalen, hypothetischen Wesen.

⁵ G. Marcel spricht von einer ‚sorte d’insularité‘, Journ. Met. Paris 1927, S. 309.

⁶ Siehe hierzu: Die Diskursivität des Denkens S. 32 ff.

Darin liegt nun aber der Hinweis darauf, daß die ganze Objektivität der in der Epoché eingeklammerten Gegenstände nur eine hypothetische ist. Auf dem Grunde der nur hypothetisch existenten Welt — da ihre Existenz eingeklammert wird — sind auch nur hypothetische Urteile möglich, da sich die ursprüngliche Hypothese durch alle Urteile hindurch erhält und aus hypothetischen Prämissen niemals ein kategorischer Schluß gewonnen werden kann.

g) Die Prädikabilität

Diese vorläufige, hypothetische Objektivität ist gleichbedeutend mit ihrer Prädikabilität. Eindeutiger Gegenstand ist, was eindeutig prädiiziert werden kann. Die Eindimensionalität der Intention schließt dabei einen konstitutiven Widerspruch apriori aus. Wenn Gegenstandsein gleichbedeutend ist mit prädikabel sein, so ist mit der Gegebenheit des Gegenstandes der Widerspruch selbst ausgeschlossen und umgekehrt liefert die Eindeutigkeit möglicher Urteile einen Gegenstand gerade so weit, als Eindeutigkeit herrscht. Die nicht eindeutige Prädikation ist keine Prädikation, weil sie keinen Gegenstand konstituiert. Das Auftreten von Widersprüchen als wechselseitige Aufhebung der Prädikation bedeutet also immer ein Verschwinden des Gegenstandes aus dem intentionalen Bewußtsein, in dem er gegeben war. Mit der Prädikation verschwindet der Gegenstand, mit dem Gegenstand die Prädikation.

Dieser Kreislauf der Begründung entspricht dem Verhältnis der Instanzen. Der Gegenstand ist durch die Intentionalität einer Prädikation konstituiert, aber die Prädikation ist auch nur möglich an einem gegebenen Gegenstand. Also wird mit dem Unmöglichwerden der Prädikation auch der Gegenstand unmöglich. — Das ‚an sich‘ des Gegenstandes hält sich nicht gegen die Aufhebung der ihn konstituierenden Prädikation. Das ‚an sich‘ ist kein ‚an sich‘ für sich, sondern ein ‚an sich‘ für ein anderes, worin es erst durch Einklammerung seines ‚Seins für ein anderes‘ als reines ‚an sich‘ verstanden wurde.

h) Das Auftreten der Dialektik

Durch die besondere Form der eindimensionalen Gegebenheit des Gegenstandes in der phänomenologischen Epoché wird jede Art von Dialektik abgewehrt. In der Eindimensionalität des Gegenstandes ist kein Platz für eine dialektische Bewegung. Diese wird erst möglich in dem logischen Raum, der mit dem Gegenstand zugleich die Weise

seiner Gegebenheit in einem intentionalen Bewußtsein umfaßt, also seine Seinsweise für ein ihn realisierendes Bewußtsein, welches im Verhalten zum Gegenstand als dem Gegenstand seines Bewußtseins, sich zu sich selbst verhält.⁷ Der Gegenstand ist in seiner Realität für ein Bewußtsein durch die Realität eines intentionalen Bewußtseins konstituiert; also ist der Gegenstand nicht anders möglich als durch die Selbstbezogenheit dieses Bewußtseins, welches, für sich selbst seiend, anderes als real mitseiend konstituiert.⁸ Damit ist der Gegenstand aus seiner Isolierung wieder zurückgenommen in die ihn zum Gegenstand entwerfende Intention. Aus seiner doppelten Verlorenheit — zu seinem Seinssinn und zu seinem Mitsein — ist er als seiend für ein Bewußtsein wieder in die Sinnkontinuität dessen aufgenommen, was für sich selbst eigener Seinssinn ist.

Die Aufnahme des intentionalen Gegenstandes in den Zusammenhang seiner Intentionalität ist zugleich die Aufhebung seiner Gegenständlichkeit. Mit der von sich selbst abstrahierenden, gegenständlichen Intention wird auch der Gegenstand aufgehoben; mit der neuen, umfassenderen Intentionalität ist auch ein neuer Sinn von Gegenstand gegeben. Ohne die Reduktion auf das reine Gegenstandsbewußtsein hört auch die Einschränkung des Gegenstandes auf das rein intentionale Objekt auf. In dieser Ausdehnung des Gegenstandsbegriffes wird Intentionalität sich also selbst zum Objekt. Dieser neue Gegenstand ist in vorläufiger Formulierung ein Ganzes von Gegenstand und Gegenstandsbewußtsein. Die Zurücknahme des Gegenstandes aus dem Objektverhältnis ist also gleichbedeutend mit der Selbstbezogenheit des Gegenstandsbewußtseins und mit dieser Reflexion ist die neue Dimension entstanden, in der eine Dialektik möglich wird. Mit dem Eintreten des Bewußtseins in die Reflexion tritt der Gegenstand aus seiner Objektivität heraus und wird sichtbar zusammen mit seinem Gegebensein. Aus dem ‚an sich‘ gerät er in die Bewegung des ‚Seins-für-ein-anderes‘.

i) Das Unendliche und die Dialektik

Es scheint nach dem Bisherigen noch eine nähere Bestimmung des Ortes nötig, an dem aus der Möglichkeit einer Dialektik Wirklichkeit

⁷ „Il (l'objet) est en ce sens interposé entre moi et moi-même.“ G. Marcel, a. a. O. S. 316.

⁸ Siehe hierzu P. Sartre, *L'Être et le Néant*, Paris 1943, S. 18.

wird. Mit der Zurücknahme des Gegenstandes aus seiner Objektivität ist die Möglichkeit gegeben, die enge Mauer der analytischen Logik durchbrochen — aber Dialektik wird erst am Unendlichen des Gegenstandes wirklich. Es stellt sich die Frage, wie das Unendliche zum Anstoß der Dialektik wird.

„An sich“-Charakter besitzt nur der endliche Gegenstand. Endlich ist nur der im endlichen Bewußtsein eingeklammerte Gegenstand. In der Einklammerung der Epoché ist aber zugleich die Frage nach der Weise seiner Gegebenheit eingeklammert, und das heißt die Frage nach seiner Seinsweise.

In der Verunendlichung des Gegenstandes entklammert er sich also zugleich der Endlichkeit des Bewußtseins. Als unendlicher hört er auf, dem Bewußtsein als ein Ende vorgegeben zu sein. Das Unendliche ist nicht mehr gegeben in der Weise, wie Endliches gegeben ist. Mit der Entklammerung aus seiner Endlichkeit wird also zugleich die Frage nach der Weise seiner Gegebenheit aufgeworfen, also die Frage nach seinem Sein. In seiner Unendlichkeit reicht der Gegenstand an sein Sein.

Mit der aufgeworfenen Frage hat der Gegenstand aber zugleich seinen „an sich“-Charakter verloren. In der Fragestellung nach der Weise des mir-gegeben-seins des Gegenstandes ist er bereits zu einem „für-mich-sein“ geworden. In dem Rückbezug auf die Bewußtseinsgegebenheit ist aber zugleich ein reflexives Moment gesetzt und mit der Reflexion sind wir bei der Dialektik.

Es erweist sich also die Frage nach der Unendlichkeit eines Gegenstandes als identisch mit der Frage nach seinem Sein durch die Frage nach dem, für wen er dieses Sein ist. Die Antinomien der Kritik der reinen Vernunft, in denen die Problematik mit dem jeweiligen Auftreten des Unendlichen einsetzt, sind also eigentlich als Fragen nach dem Sein der befragten Gegenstände zu verstehen. Die eigentliche Frage darin ist die nach der Seinsweise der Totalität der Welt. Der Begriff des Unendlichen bildet so verstanden einen Umweg zu dieser Frage. Die Antinomien liefern — negativ — die Antwort und sind auch von Kant als negative Beweise aufgefaßt worden.

Nach dem Sein zu fragen bedeutet dann aber schon dialektisch zu denken und das Unendlichwerden des Gegenstandes bedeutet schon das Reflexivwerden des Bewußtseins. In der Reflexion wird er in sein unendliches Sein hineinreflektiert.

3. Formale Logik und Dialektik.

In der dialektischen Bewegung des zu sich selbst kommenden Bewußtseins bildet das durch Abstraktion von sich selbst objektive Bewußtsein ein Durchgangsmoment. Bestimmend ist darin nur der objektive Gegenstand und die objektiven Erkenntnisbedingungen. Der Gegenstand und seine Logik ist unabhängig von der Weise der Gegebenheit des Gegenstandes, von dem, für wen er Gegenstand ist, und durch wen diese Logik konstituiert wird. Formale Gegenstandslogik ist die von der subjektiven Fundierung abstrahierende Logik. Es ist das, was im Denken als vom Denken unabhängig gefunden wird. Ihre Objektivität reicht so weit, als das objektgebende Bewußtsein von diesem Geben zu abstrahieren vermag. Jede Subjektreflexion bleibt also ausgeschlossen.

Formale Logik findet statt in der Eindimensionalität des Objektiven. Alle Gegenstände auf der Ebene der Objektgegebenheit sind intentional gleichwertig.⁹

a) Der Satz vom Widerspruch

Zentrum jeder formalen Logik ist der Satz vom Widerspruch. Sie hat damit apriori den Charakter einer formalen Analytik. Gegenstand ist nur das eindeutig und subjektunabhängig definierbare Objekt. Nur durch den so definierbaren Gegenstand ist der Satz vom Widerspruch als notwendige Bestimmung formaler Richtigkeit gültig. Darin zeigt sich eine doppelte, sich gegenseitig bedingende Verknüpfung: der Satz vom Widerspruch fordert den objektiven Gegenstand, dieser aber ist nur möglich im Bereich der Gültigkeit dieses Satzes.

Unabhängig von der jeweiligen Formulierung des Satzes vom Widerspruch als Formel zulässiger Transformation logisch gleichwertiger Sätze (Logistik) oder als ontologisches Seinsprinzip (moderne Ontologie) ist sein Gültigkeitsbereich nicht weiter als der Bereich prädikativer Definitionen oder originärer Gegebenheiten reicht. Durch nichtprädikative Definitionen eingeführte Gegenstände bieten nicht mehr die Gewähr eindeutiger Aussagen, widerspruchsfreier Analytik. Gerade dies beweist die Problematik der Paradoxien. Der Satz: „Es ist falsch, daß gilt $a = b$ und $a \neq b$ “ ist nur richtig für prädikativ

⁹ „Innerhalb der logischen Sphäre werden alle Unterschiede des Seins und der Seinsweisen nivelliert.“ W. Sesemann, *Die logischen Gesetze und das Sein*. Eranos (Kaunas) 2, 1932, S. 160.

definierbare Gegenstände a und b, also nur wenn ich es mit objektiven Dingen zu tun habe. Wenn ich von dieser Bedingung absehe, wird auch die Gültigkeit des Satzes problematisch.

b) *Das Tertium non datur*

Das tertium non datur, das in den Mittelpunkt der modernen logischen Untersuchungen gerückt ist, ist in seiner Gültigkeit an endliche Mannigfaltigkeiten gebunden (Brouwer). Damit ist aber eigentlich gemeint, an die Gegebenheit der in Betracht kommenden Dinge. Darum ist der Anknüpfungspunkt das bisher sorglos hin-genommene ‚es gibt‘ der mathematischen Existenztheoreme. Unendlich im Sinne Brouwers bedeutet: auf keine Weise vollständig aufweisbar, wie er an den von ihm angeführten Wahlfolgen ersichtlich macht. Ein an sich Existierendes ist an sich schon entschieden und also prinzipiell auch entscheidbar. Es gibt keine an sich unentscheidbaren Alternativen,¹⁰ weil es schlechthin undenkbar ist, daß etwas Bestimmtes, sofern es ist, nicht als dieses, was es ist, zu denken ist.

Ein anderes ist die Frage, ob es überhaupt unentscheidbare Probleme gibt (Gödelscher Satz). Prinzipiell unentscheidbare Probleme sind nur so zu denken, daß es sich dabei um prinzipiell nicht aufweisbare Gegenstände handelt, d. h. nur in unendlich vielen Schritten zugänglichen und beweisbaren, also nicht um an sich seiende Dinge, sondern um im Auf- und Nachweis sich erst entwickelnde (Wahlfolge). Mit einem ansich wahren, aber unentscheidbaren Satz läßt sich kein Sinn verbinden, weil dieser Begriff von wahr nicht mehr realisierbar ist.¹¹

Sofern wir also von einem endlich verstandenen Gegenstandsbegriff abrücken, mit Brouwer gesprochen, sobald wir es mit unendlichen freien Wahlfolgen zu tun haben, ist das tertium non datur nicht mehr garantiert; sobald das an sich des Gegenstandes aufgelöst ist in ein ‚für mich‘ der unendlich offenen Möglichkeit, ist die Definitheit und damit Entscheidbarkeit aufgehoben. „Das an sich der Konstruktion, das ‚es gibt‘ verhaftet uns der Bestimmtheit des Gesetzes, das ‚jeder‘ des Unendlichen stellt uns ins Werden und die Freiheit.“¹²

¹⁰ Siehe O. Becker, a. a. O., S. 508, Anm. 1.

¹¹ Siehe hierzu Paul Lévy: Sur le principe du tiers exclu, Rev. de Mét. et de Mor. 33, 1926.

¹² H. Weyl, Die heutige Erkenntnislage in der Mathematik, Symposion, I, 1927, S. 21.

Aus der Verkennung dieser Bedingungen scheint auch die Schwierigkeit in der Auffassung mathematischer Gleichungen zu resultieren. Wie ist das Wesen der Gleichung aufzufassen, als deren Ergebnis sich ergibt $a = b$? Worin ist a identisch mit b , wenn es doch zugleich auch identisch mit sich selbst ist?

Hier scheint der Satz der Identität aufgegeben zu sein, denn sofern a identisch mit einer anderen Größe ist, ist seine Identität mit sich selbst aufgehoben. Wir versuchen das so zu interpretieren: In der Gleichung treten zweierlei Gegenstände auf, wovon nur der eine objektiver Gegenstand ist, nämlich das von a und b Bezeichnete. a und b selbst aber gehören einer ganz anderen Seinsweise an: ihr Sein ist Zeichensein und als solches wesentlich nicht Sein seiner selbst. Das Sein des Zeichens, Symbols ist erschöpft in seiner Deutfunktion, worin es selbst verschwindet. Bei dieser ganz ungenügenden Andeutung über das Wesen des symbolischen Seins ist doch so viel gewiß, daß es sich nicht um prädikativ definierbare Gegenstände handelt. Danach aber ist in der Gleichung $a = b$ identisch das durch a Bezeichnete mit dem durch b Bezeichneten, und gleichzeitig mit sich selbst identisch, weil beide Bezeichnete nur ein und dasselbe Ding sind. Dieses Bezeichnete ist dadurch eben auch Definiertes, und soweit es in die Gleichung eingeht, prädikativ definiert. Damit ist seine Objektivität gesichert und durch jene oben angedeutete Verknüpfung die Gültigkeit des Satzes vom Widerspruch. Weiter aber ist damit nichts gesagt über das Wesen dieses durch a und b Bezeichneten. Es ist trotz seiner Objektivität nicht greifbar oder aufweisbar, wird aber gefordert aus dem Wesen des Zeichencharakters von a und b .¹³

Ohne diese Interpretation sind wir gezwungen, die Zweideutigkeit hinzunehmen, daß a als solches identisch sei mit b als solchem, daß also $a = b$ und $a \neq b$ gilt, und dazu wird sich jede formalistische

¹³ Daß es sich hier um verschiedene Gegenständlichkeiten handelt und nur eine davon spezifisch mathematisch ist, ist daraus zu sehen, daß für eine Gleichung nur eine bestimmte aus den möglichen Prädikationen über a mathematisch relevant ist. So sind etwa die Urteile möglich: $7 + 5 = 2$ (nämlich zwei Größen); $7 + 5 = 1$ (nämlich eine Summe) usw. Mathematisch ist aber nur relevant diejenige, in der nicht über a selbst prädiziert wird, sondern wo es ganz in seiner Zeichenfunktion aufgeht, wo also über a prädiziert wird, indem man das durch a Bezeichnete meint: $7 + 5 = 12$. Es ist hier nicht die 7 als Ziffer und Zeichen, sondern die darin vorgestellte Mannigfaltigkeit, über die geurteilt wird.

Mathematik getrieben sehen, die nichts wissen will von einem Wesen hinter und außer den Zeichen. Dieser Widerspruch entsteht aber durch die Zweideutigkeit des Zeichencharakters: etwas zu sein (ein Zeichen) und nichts zu sein an sich selbst, sondern Deuten, Zeichen, Durchblick auf etwas. Sobald sein Zeichensein mißverstanden wird als Gegenstandsein, d. h. sobald seine Zweideutigkeit verkannt wird und also analytisch gegenständlich behandelt wird, muß der Widerspruch herauspringen als ein Hinweis auf das zugrundeliegende Mißverständnis.

d) Die Aufhebung der formalen Regeln in einer mehrdimensionalen Logik

Wenn wir von der Eindimensionalität der formalen Logik sprechen, so bezeichnen wir den Satz vom Widerspruch geradezu als Bestimmung dieser einen Dimension. Was an dieser Dimension meßbar ist, gehört als Gleichwertiges auf gleiche Ebene.

Wenn wir nun die Dialektik als die Überschreitung dieser Eindimensionalität bezeichnen, dadurch daß die Gültigkeit des Satzes vom Widerspruch aufgehoben wird und nur noch als äußerste Grenze anerkannt wird, so muß damit für diesen dialektischen Bereich auch eine radikale Umkehrung aller formal gültigen Regeln eingeschlossen sein. Dies läßt sich etwa an der doppelten Verneinung und am Begriff der Bewegung und Gegenbewegung zeigen.

Für jede formale Logik bedeutet doppelte Verneinung einfache Zurückführung zur Bejahung, ebenso Bewegung und Gegenbewegung eine Aufhebung der Bewegung zur Ruhe. Das folgt aus der Eindimensionalität ihres Bereiches. Für jeden Gegenstand gibt es nur seinen ‚Gegenbereich‘, seine Negation oder Aufhebung. Der Gegenstand ist oder ist nicht, wobei ‚ist‘ bedeutet: ist einer der Gegenstände des Bereiches objektiver, in prädikativer Definition gegebener Dinge. Dadurch ist nur eine Alternation zwischen Sein und Nichtsein möglich. Durch die kontradiktorische Disjunktion scheint ein vollständiger Inbegriff aller Dinge gegeben zu sein. Durch die Negation scheint alles als Sein mögliche disjungiert. Damit wäre dann alles auf die Ebene des Formalen gebracht und durch Zurücknahme der Disjunktion in der doppelten Negation eine Rückkehr zur Ausgangsposition erreicht. Da es kein Drittes gibt, gibt es keinen qualitativen Unterschied, kein ‚Herkommen‘, keine ‚Vorgeschichte‘ eines Gegenstandes. Das durch doppelte Negation erreichte *a* ist identisch mit dem ursprünglichen *a* vor der Negation.

Nun ist aber die Negation keine selbständige Instanz. Sie ist korrelativ mit der Position verknüpft und also in ihren Negationsmöglichkeiten an das in der Position Gesetzte gebunden, sofern sie immer die Negation eines Bestimmten ist. Sie vermag nicht mehr zu begreifen, als was sie an Bestimmtheit zu verneinen vermag. Was in der Position nicht schon mitgemeint war, fällt auch nicht unter die Kontradiktion. Was mit dem in der Position gemeinten Gegenstand in keiner Weise kommensurabel ist, kann mit ihm auch nicht auf der gleichen Ebene in einer Disjunktion stehen. Eine sogenannte vollständige Disjunktion ist im Grunde immer nur eine sehr weit verstandene konträre Entgegensetzung, insofern sie immer auf einen im Verstehen von Sein als möglichen Gegenstand der Disjunktion vorgegebenen Bereich angewiesen ist, innerhalb dessen eine disjungierende Funktion gebildet werden kann.

Von einer wirklichen vollständigen Disjunktion kann gar nicht gesprochen werden, weil ich, um zu wissen, ob sie vollständig ist, wissen müßte, ob es keine Dinge außerhalb gibt, was nur zu entscheiden wäre, wenn mir wirklich alle Dinge gegeben wären, und dazu ist wieder eine Disjunktion verlangt.¹⁴ Das ‚alle‘ aller Dinge kann nicht wieder eines dieser ‚alle‘ sein, d. h. nicht Objekt einer logischen Operation. Das bedeutet, daß mit logisch immanenten Mitteln die Vollständigkeit einer Disjunktion nicht zu beweisen ist, sofern es Dinge geben kann, die logisch gar nicht mehr zugänglich sind, oder in der Disjunktion ihren Sinn verlieren würden. (Etwa bei der Russellschen Paradoxie.)

Auf eine andere Weise noch wird an dem Wesen der formalen Logik ihre Partikularität in Bezug auf die Totalität des Möglichen überhaupt offenbar. Jede Disjunktion ist an eine bestimmte Eigenschaft gebunden. Durch diese ist ein bestimmter Bereich abgesteckt, auf den hin die Disjunktion gemeint ist. Die Entscheidbarkeit der Disjunktion ist dann an die wirkliche Existenz von Eigenschaften gebunden. Eine absolut unentscheidbare Disjunktion würde damit auch ihren Disjunktionscharakter verlieren. Also gibt es für nicht-prädikable (eigenschaftslose) Dinge bestimmt keine vollständige Disjunktion, weil sie keinen bestimmten Bereich mehr definieren.

Ein weiteres Kennzeichen einer mehrdimensionalen Logik ist die Nichtvertauschbarkeit ihrer Gegenstände. Jeder Gegenstand ist ein

¹⁴ Die Heterologie des Denkens als die Grundlage der Disjunktionsbildung verhindert also gerade das Zustandekommen einer vollständigen Disjunktion.

Individuum, sofern er die ganze Geschichte seines Werdens in sich hat. Formal ergibt sich daraus, daß das Gesetz der Transitivität ungültig wird.

Der alternative Charakter der formalen Logik ist bedingt durch die Einschränkung auf den gegenständlich objektiven Bereich, der durch die Existenz bestimmter Eigenschaften definiert ist und der den Raum darbietet für formal vollständige Disjunktionen. Nicht so aber bei dem in dialektischer Bewegung befindlichen Gegenstand. Das alle seine Vorstufen umgreifende dialektische Bewußtsein umgreift als solches auch die Stufe des formalen Objektbewußtseins. Damit tritt es aus der logischen Ebene der Gleichwertigkeit heraus in den vieldimensionalen Raum der Reflexion. Dann ist aber das doppelt negierte *a* nicht mehr das identische *a* vor der Negation, sondern es ist das durch die doppelte Negation vermittelte *a*, es ist das *a* mit seiner Geschichte, seinem Werden. Das heißt, es ist das ganze Sein des *a*, was dialektisch gegriffen wird, nicht mehr nur der formale Aspekt seines Objektseins. Die dialektische Bewegung ist irreversibel: durch Zurücknahme der doppelten Negation wird nicht das Werden des Gegenstandes aufgehoben, sondern vergrößert um diese vermittelnde Zurücknahme. Sie ist die eigentliche Syn-eidesis des Geistes.

Fundiert ist diese Dialektik des Gegenstandes in der dialektischen Bewegung des Bewußtseins. Das vermittelte *a* befindet sich auf einer anderen, entwickelteren Stufe der Reflexion als das ursprüngliche. Diese Unterscheidung ist aber nur einem selbst dialektischen Bewußtsein möglich, da das formal objektive über seine eindimensionale Ebene hinaus für alle Unterschiede blind ist.¹⁵ Das Dialektische bleibt angeschaltet durch die Einschränkung des Gesichtsfeldes auf den formalen Aspekt unter Mißachtung aller anderen Dimensionen nach der Tiefe des Werdens zu. Im vollen, nicht eingeschränkten dialektischen Bewußtsein sind alle Momente unverlierbar, die sich am Gegenstand gezeigt haben. Der Gegenstand ist die an ihm gemachte Erfahrung. Oder anders ausgedrückt: der Gegenstand ist nicht etwas an sich, sondern wird sein An-sich-sein für sich. Es gilt hier im Denken das Denken zu verwandeln in die neue Dimension hinein durch die reflektierende Bewegung gegen sich.

¹⁵ „Die dialektische Spekulation versteht den gesunden Menschenverstand, aber der gesunde Menschenverstand nicht das Tun der Spekulation.“ Hegel.

Bewegung und Gegenbewegung sind nicht Stillstand in der Ruhe vor der Bewegung, sondern resultierende Bewegung auf neuer Ebene, qualitativ verschieden von allem, was bisher an Momenten aufgetreten war. Tat und Widerstand fallen nur für ein blindes Bewußtsein in die Schalheit der Erschlaffung zusammen — dem hellen Bewußtsein steigt die verhinderte Tat hinauf in die Souveränität des Geistes oder sinkt hinab in das Rumoren des Zornes.

4. Die dialektische Grundsituation des An-sich- und Für-mich-seins.

a) Die Verdeckung der Intentionalität

Der ‚an sich‘ Charakter im eingeklammerten Bewußtsein ist in der phänomenologischen Untersuchung als Methode bewußt und jederzeit als sekundäre, abgeleitete Einstellung gegenwärtig. Das Wegsehen von der Fundierung des ‚an sich‘ im ‚für mich‘ eines gerichteten Bewußtseins ist getragen von einer bestimmten Absicht und mit dieser jederzeit wieder rückgängig zu machen.

Dies ‚an sich‘ Bewußtsein ist aber nicht nur eine methodische Einstellung; es ist darüber hinaus das unreflektierte Gemeinbewußtsein überhaupt, die unmittelbare Einstellung des unkritischen Bewußtseins. Das diesem Bewußtsein Gegebene wird schon als dem Bewußtsein vorausgegeben gedacht. Das phänomenal mir Vorausliegende wird seines ‚an sich‘ Charakters wegen als ‚Welt‘ verstanden; Welt ist, worin ich mich schon immer finde als in einem mir Vorgegebenen. Die Intentionalität des Weltbewußtseins ist also dem Bewußtsein selbst nicht bewußt. Und dennoch ist die Akzentuierung des ‚an sich‘ der unkritischen Welteinstellung ein Hinweis auf einen möglichen anderen Modus, im Hinblick auf welchen sie ihr An-sich-sein meint. Die eingeklammerte Einstellung ist ein Hinweis darauf, daß hier etwas geschehen sein muß. Aber dies Geschehen bleibt dem Bewußtsein selbst verborgen.

Mit der Einklammerung des intentionalen ‚für mich‘ ist gleich ursprünglich die Verdeckung dieser Einklammerung. Zu dem Erscheinungscharakter des ‚für mich‘ gehört apriori hinzu, daß sich die Erscheinungshaftigkeit mir verbirgt. Zur Endlichkeit des Bewußtseins gehört das Mißverstehen dieser Endlichkeit. Die Erscheinung des Seins erscheint als Sein der Erscheinung. Wie aber muß dieses Sein der Erscheinung beschaffen sein, damit es in der Verdeckung seines Scheins erscheinen kann? Warum ist das ursprünglich realistische

Verständnis der Welt schon immer ein Mißverständnis? Was macht den Realisten, um in der Redeweise Kants zu sprechen, zum träumenden Idealisten?

Wenn das Für-mich-sein schon immer als das Sein schlechthin verstanden ist, ist dann nicht eben das Für-mich-sein das eigentliche Sein des verstehenden Subjekts? Nicht darum, weil die Verdeckung keine Verdeckung mehr wäre, weil der Schein nicht mehr Schein wäre, sondern gerade weil Subjektivität schon immer in der Verdeckung des Seins ist, weil seine Endlichkeit schon immer das Vergessen seiner Endlichkeit enthält. Wenn das Für-mich-sein schon immer sich als Sein-an-sich gibt, ist dann nicht gerade das Für-mich-sein das Sein für mich, nicht etwa, daß es auch außerhalb dieser Bedingungen das eigentliche ‚an sich‘ wäre, sondern daß Sein immer schon als Sein-für-mich erscheint? Wenn es Sein gar nicht anders gibt denn als Sein für mich, so ist das Für-mich-sein mein eigentliches Sein. Das heißt, die Erscheinungshaftigkeit ist das Sein dessen, für den Erscheinung immer schon als Sein verstanden ist.

Was aber ist dieses Für-mich-sein oder die Reflexion, wenn es schon immer in seiner eigenen Verkehrung steht?

b) *Der Begriff des präreflexiven Bewußtseins*

Wir sprechen von der Intentionalität des Bewußtseins. Das meint seine Vorstellung als ursprüngliche Gerichtetheit und die Abwehr jeder Raum- oder Inhaltsvorstellung. Das Bewußtsein enthält nicht etwas, sondern ist auf etwas gerichtet. — Was aber ist das, worauf das Bewußtsein gerichtet ist?

Es ist das An-sich-sein, solange wir *in der Gerichtetheit* bleiben, aber es wird zum Für-mich-sein, wenn ich mich auf diese Intentionalität selbst richte.

Sofern das Verständnis des Intendierten selbst ein intentionaler Akt ist, ist es abhängig von der Richtung der Intention, d. h. von ihrem Objekt. Nun ist aber dieses Verständnis selbst immer ein Verstehen eines schon gegebenen intentionalen Gegenstandes, d. h. die Intention des Verstehens richtet sich nicht ursprünglich auf einen Gegenstand, sondern immerschon auf die Intention eines Gegenstandes. Sie ist also eine in originärer Gegenstandsintention fundierte, also abgeleitete Gerichtetheit. Wir verstehen nicht die Dinge, sondern unser Verständnis der Dinge. Das heißt aber, daß das originäre Gerichtetsein gegen sich blind ist, die Intention versteht nicht ihre eigene Intentionalität.

Sofern hier ein Mißverständnis nahe liegt, soll der bereitliegende Einwand durch eine nähere Explikation gleich abgewehrt werden: wenn das positionelle, d. h. gerichtete Bewußtsein nicht zugleich Bewußtsein seiner selbst ist, so ist es sich nicht des Gegenstandes bewußt, also ein unbewußtes Bewußtsein, — also eine Absurdität. Ich muß mir des Gegenstandes bewußt sein, damit ich Bewußtsein vom Gegenstand habe. — Aus dieser Argumentation folgt, daß intentionales Bewußtsein eines Gegenstandes schon immer so verstanden werden muß, daß ich den Gegenstand bewußt habe. Intentionalität ist also nicht nur Gerichtetheit auf, sondern zugleich ein Bewußt-haben dessen, worauf sich das Wissen richtet. Es ist ein wissendes Sein-beim-Objekt. Es ist also ein Wissen des Gegenstandes und seiner selbst, — aber es ist nicht ein Wissen der Wissensintentionalität, und damit treffen wir auf das Charakteristische dessen, was wir mit der Präreflexivität meinten. Ich weiß, was ich weiß, unmittelbar, — aber ich weiß nicht, daß ich weiß. Der ganze Akt des intentionalen Gerichtetseins ist gegen sich selbst abgeblendet, nicht gegen sich gekehrt, nicht reflexiv.¹⁶ Um ihn bewußt zu machen, bedarf es einer neuen Intention auf sich selbst. Darin ist Gegenstand die ursprüngliche Intention auf den ursprünglichen Gegenstand, wobei sich für diese neue Intention das Phänomen der Selbstverdeckung einfach wiederholt. Die sich auf diese Weise beliebig fortsetzende Reihe ist in ihrer jeweilig originären Intention immer blind gegen sich. Allerdings ergibt sich dabei eine merkwürdige Situation, insofern diese Reihe inhaltlich nicht weitergeht als bis zu ihrem dritten Glied und danach leer und sinnlos wird.

c) *Die Selbsttäuschung*

Das Phänomen der Selbstverdeckung des positionellen Bewußtseins läßt sich treffend explizieren an dem Phänomen der bewußten Selbsttäuschung.

Ich weiß etwas, eine mir unangenehme Vorstellung und möchte sie vergessen. Das Gewußte wissend ungewußt machen scheint ein innerer Widerspruch. Wie ist Selbsttäuschung also möglich?

Das Wissen eines bestimmten Gegenstandes ist eine Partikularität unter den übrigen Wissensintentionen, ein schmaler Sektor im

¹⁶ Der Zweifel an der Existenz einer Sache impliziert eben nicht die Gewißheit der Existenz des Zweifels.

Ganzen des gerichteten Bewußtseins. Daß ich diesen Gegenstand nicht mehr weiß, kann ich nie erreichen. Aber ich kann verhindern, daß ich dieses Wissen zum Thema mache, nämlich einer neuen Intention. Das originäre Wissen ist nicht sehr störend, es ist nur da im Akt der Gerichtetheit selbst und bildet dabei einen kleinen Ausschnitt. Das eigentliche Trauma wird verursacht durch die thematische Gegenwart des Wissens, das dadurch selbst objektiviert ist. In seiner Ausschaltung durch Verhinderung einer neuen objektivierenden Intention besteht die eigentliche Selbsttäuschung. Sie ist darum ein eigentliches Vergessenmachen unter der Menge des übrigen Bewußten, eine Einkapselung und damit Verhinderung eines thematischen Vergegenwärtigens. Dieses Wegsehen, diese negative Aufmerksamkeit ist aber in sich selbst wieder verdeckt, eben sofern die Intention des Wegsehens selbst einen positionellen Akt darstellt. Damit erst ist die vollständige Selbsttäuschung erreicht, indem der unerwünschte Gegenstand vergessen wird und das Vergessen selbst in Vergessenheit gerät.

Wäre Wissen schon Wissen, das ich weiß, wäre also positionelles Bewußtsein ursprünglich reflexiv, so wäre so etwas wie verdeckende Selbsttäuschung garnicht möglich. Das unmittelbare Wissen wäre immer schon zugleich Präsenz der Unmittelbarkeit des Wissens. Die Verdeckung wäre sich also präsent und keine Täuschung mehr. Das Faktum der bewußten Selbsttäuschung ist also mehr als nur eine Explikation, es ist ein direkter Beweis für die Präreflexivität des Bewußtseins, insofern es nicht denkbar ist ohne seine ursprüngliche Selbstverdeckung.

d) Die Zweistufigkeit der Reflexion

Im positionellen Bewußtsein gibt es nur den Gegenstand des gerichteten Wissens, und dieser Gegenstand ist fremd und unabhängig. In der Reflexion einer auf diese Intention gerichteten Einstellung wird das intentionale Verhältnis selbst zum Objekt. Diese neue Intention ist, wenn auch grundsätzlich positionell, doch qualitativ total von der originären unterschieden, indem sie Intentionalität selbst zum Objekt hat. Wir nennen sie eben darum Reflexion, weil sie sich gegen ihr eigenes Wesen wendet. Nun läßt sich eine zweite und dritte Reflexion denken und diese Reihe ist beliebig fortzusetzen. Aber schon die zweite Reflexion ist nicht mehr von der ersten unterschieden. Ihr Objekt ist das intentionale Verhältnis von Intention und inten-

tionalem Verhältnis. Sie ist qualitativ eine Wiederholung der ersten Reflexion und in der gleichen Weise alle folgenden. Der qualitative Sprung zwischen ursprünglicher Gegenstandsintention und reflexiver Selbstintention wiederholt sich nicht. Das Wissen des Wissens des Wissens ist auch nur ein Wissen, das Sehen des Sehens des Sehens auch nur ein Sehen. Indem das Bewußtsein bei sich selbst ist, ist es in sich qualitativ vollendet und übrig bleibt nur die schlechte Unendlichkeit der Wiederholung. Diese Situation läßt sich als ein durchgehendes Phänomen überall hin verfolgen. So gibt es eine Logik der Gegenstände und eine Logik der Erkenntnistheorie als eine Logik dieser Logik¹⁷ — aber es gibt keine sinnvolle weitere Iteration. Es gibt Gegenstände, Begriffe, und den Begriff des Begriffes, aber keinen sinnvollen Begriff des Begriffes des Begriffes. Es gibt etwa in der Rangordnung der Wissenschaften: Mathematik und eine Mathematik der Mathematik (Hilberts Metamathematik), aber nichts mehr darüber hinaus; Geschichte als Wissenschaft von historischen Objekten und darüber noch Geschichte der Geschichte (Geschichte der Geschichtsschreibung, Geschichtsauffassung, des Geschichtsbewußtseins), aber prinzipiell auch in einem noch so ausgebreiteten Wissenschaftsbetrieb keine sinnvolle Geschichte der Geschichte der Geschichte. Dasselbe gilt für alle anderen Geisteswissenschaften: es gibt eine Psychologie und möglicherweise eine Psychologie der Psychologie (als Psychologie des psychologischen Denkens), aber keine dritte Stufe; es gibt Soziologie und eine mögliche Soziologie der Soziologie, aber wieder keine dritte Stufe.

Wissenschaft ist nur so lange sinnvoll, als das Objekt ein dem Subjekt fremdes, eigenes ist, dessen Wissen erarbeitet werden soll; als es mögliche neue Aspekte, bisher nicht Gewußtes gibt. Mit der leeren Iteration des Gleichen hört Wissenschaft auf. Das Wissen, das bei sich selbst ist, bildet in gewissem Sinne einen Abschluß. Das Denken denkt das Denken — das ist die sich selbst genügende Höhe des Gedankens.

¹⁷ Siehe hierzu E. Lask, *Logik der Philosophie*, Ges. Schr. Bd. II, Tübingen 1923, S. 112. Lask spricht von kategorialen Stockwerken, derart, daß jede kategoriale Form Material beliebiger kategorialer neuer Formung werden kann. Inhaltlich relevant sind aber nur die beiden ersten Stockwerke. — Der Nominalismus des Duns Scotus schon weiß, daß erste Intentionen das Gebiet der Tatsachenswissenschaften bilden, zweite Intentionen das Gebiet der rationalen Wissenschaften.

Aus der Anwendung dieser Ergebnisse könnten sich für das Problem der Logik selbst ungewöhnliche Konsequenzen ergeben. Und diese scheinen uns fast zur Aufgabe unserer Position zu zwingen — aber sie liefern uns im Gegenteil eine unerwartete Bestätigung. Wie immer geht dort, wo das Absolute auftaucht, die radikalste Skepsis neben der größten Gewißheit einher.

Ausgehend von dem Faktum, daß es sich bei der Erkenntnis des Logischen wieder um ein logisches Geschehen handelt, würde sich aus dem dabei auftretenden Regreß die Unmöglichkeit ableiten, eine endgültige Einsicht in das Wesen des Logischen zu gewinnen.¹⁸ Ohne diese Einsicht aber wäre die ganze Begründung der Vielschichtigkeit der Intentionalitätsverhältnisse, die doch ein logischer Vorgang ist, hinfällig. Der Aufbau dieser Erkenntnis würde gerade ihre eigene Destruktion implizieren. Andererseits steht aber mitten in diesem Zirkel das Faktum der Evidenz des Logischen. Und Evidenz heißt unmittelbare und apodiktische Gegebenheit.

Zu dieser Aporie gelangen wir unabhängig davon, ob wir von der Annahme ausgehen, daß es sich beim Logischen um eigene Gegenstände handelt, die einem idealen Reiche des Geltens angehören — denn auch dann bedarf es einer logischen Funktion des Erkennens des Logischen — oder um ein formales Apriori in der Immanenz eines transzendentalen Subjekts.

Angesichts dieser Situation scheint unsere These von der primären Selbstverdeckung und der daraus folgenden Vielschichtigkeit intentionaler Akte widerlegt zu sein.

Aber eine genaue Analyse zeigt uns nicht nur den falschen Ansatz, der zur Aporie führt, sondern sie liefert uns darüber hinaus ein eigenes Verständnis dessen, was Evidenz ist.

Bei allen primären Intentionalitätsakten ist die Struktur derart, daß die Objekte materiale Gegenstände sind, auf die sich eine formale, d. h. inhaltlich nichts hinzutragende Intention richtet. Nur durch diese Verschiedenheit von Akt und Gegenstand kommt es überhaupt zur Vielschichtigkeit der Verhältnisse. Denn von der Stufe an, wo Akte sich auf Akte selbst richten, wird die Verschiedenheit rein formal und besteht überhaupt nur noch durch die Festlegung des

¹⁸ Siehe hierzu W. Keller: Die ontologische Tragweite des Logischen, *Jhrb. d. schw. phil. Ges.* I 1941, S. 99.

ersten Aktes an einem materialen Objekt, sodaß von hier aus die Schichtung beginnt.

Nehmen wir nun eine solche Struktur, daß schon im primären Akt Intention und Gegenstand wesensidentisch sind, so kann es zu keiner Iteration mehr kommen; es sei denn, man verstehe das identische Zusammenfallen als eine einmalige unendliche Iteration.

Um eine solche Struktur handelt es sich aber dort, wo es keine materialen Inhalte mehr gibt, wo also Akt und Gegenstand rein formal sind. Das aber ist der Fall bei einer rein logischen Erkenntnis, die von dem sogenannten Gefühl der Evidenz begleitet ist. Das heißt aber, daß einelogisch evidente Erkenntnis eine Selbsterkenntnis des Logischen ist.

Man hat Evidenz häufig mit Selbstgegebenheit umschrieben (Husserl). Aber der in diesem Begriff insgeheim angelegte Hinweis war nicht stark genug, um zu einem Verständnis der Evidenz als Selbsterkenntnis des Logischen zu gelangen, das im übrigen nichts anderes meint als das alte Erkenntnisideal, wonach Erkennen und Erkanntes ein und dasselbe sein sollen. Diese Art von Identität aber ist vorhanden, wo ein formaler Akt sich selbst zum Gegenstand hat, ohne daß ein materiales Objekt vorgegeben war. Inhalt und Form fallen zusammen, das ist das Wesen der Evidenz; die Form des Präsentseins ist zugleich der Inhalt der Präsenz, das ist das Charakteristische der Selbstgegebenheit.¹⁹

So läßt sich auch das so schwer verstehbare Nebeneinander von Absolutheit und Einsichtigkeit des Apriorischen begreifen. Wie anders ist das, was von allem anderen abgelöst ist, einzusehen, als dadurch, daß das Absolute in sich schon auf sich selbst bezogen ist. Und man weiß, daß die Evidenz des Apriorischen so etwas ist wie die „Erinnerung“ an sich selbst. Etwas mit Evidenz zu erkennen heißt also, das Wesen des Erkennens selbst präsent zu haben.

Und ohne daß unsere These von der Präreflexivität damit hinfällig würde gilt also hier, was für jede andere Form von Intentionalität unmöglich ist, daß die evidente Erkenntnis einer Sache eins ist mit der Erkenntnis der Evidenz des Erkennens. Mit der Evidenz ist also eine absolute Grenze der Möglichkeiten des Denkens erreicht.

¹⁹ Es ist zu beachten, daß die Evidenz nicht eine Eigenschaft logischer Gegenstände ist, sondern der Erkenntnis des Logischen, und insofern gehört das Evidenzproblem nicht in eine formale Logik hinein. Die formale Logik bleibt ganz unreflexiv (siehe S. 90). Evidenz bleibt damit offenbar beschränkt auf das reine Apriori der logischen Grundsätze.

Auf die Frage nach dem Sein der Erscheinung hatten wir das Wesen des positionellen Bewußtseins zur Frage gestellt und das für unseren Zusammenhang Erhellende in seiner Präreflexivität gefunden. Zufolge seinem Voraussein vor jeder Reflexion ist es gegen sich selbst verdeckt, in der Weise, daß auch noch sein Verdeckungscharakter mit unter diese Verdeckung fällt. Andererseits hatten wir aus der Ursprünglichkeit, mit der sich die Erscheinung des Seins als Sein der Erscheinung gibt, das Für-mich-sein als das eigentliche Sein des erkennenden Subjekts verstanden. Damit aber ist das positionelle Verhalten als das Verhalten schlechthin verstanden. Es ist ursprünglich schon gerichtet auf etwas, das sein Objekt ist. Aber es ist so gerichtet, daß ihm diese Gerichtetheit verdeckt ist.

Mit der Präreflexivität des positionellen Bewußtseins ist das Mißverstehen seines intentionalen Objekts verbunden oder eigentlich sein aus der Defizienz eines eigenen Verständnisses (sofern es bei seiner Verdeckung kein Eigenverständnis hat) herrührendes falsches Seinsverständnis: Das Sein ist das dem Bewußtsein als Gegenstand Vorgegebene.

Durch die Abschirmung jeder Reflexion ist zugleich jede Infragestellung ausgeschlossen, sofern in der einfachen intentionalen Gerichtetheit auf das Objekt, ohne daß ein anderer Aspekt dieses Objekts sichtbar wird, eine Frage gar nicht auftauchen kann. In dieser Ungebrochenheit ist die positionelle Einstellung noch unproblematisch. Sie ist das unkritische Bewußtsein, das nicht zurückfragt nach den Bedingungen seiner selbst.

Der Unmittelbarkeit dieser Objekteinstellung geht zuvor das Verständnis dieses Objekts als Sein schlechthin. Die Hinwendung zum Objekt geschieht schon mit dem unreflektierten Vermeinen dieses Objekts als Sein an sich. Der unmittelbare Ausdruck dieses Verhaltens ist das einfache kategorische Urteil mit der Kopula als Seinsaussage: Dieses Ding ist so und so. Es ist noch gar nicht nach dem Sinn von Sein gefragt, nach möglichen Weisen des Seins. Sein ist, was intentional in den Blick kommt. Sein ist Objektsein. Durch den intentionalen Charakter des Bewußtseins, d. h. durch seine ‚Ein-Richtung‘ wird dieses Objektsein zugleich als An-sich-sein fixiert. Denn wohl ist der Gegenstand bewußt, aber nicht thematisch bewußt wird die Intentionalität meines Verhaltens zu ihm. Das Für-

mich-sein des Gegenstandes kommt also garnicht in den Blick. Dazu bedürfte es einer rückwendenden Reflexion. Daß Bewußtsein schon immer intentional ist, also in der Gerichtetheit auf ein Objekt, kommt nicht selbst zu Bewußtsein. Das Subjekt-Objekt-Verhältnis wird nicht selbst Objekt in diesem Verhältnis.

Sofern in einem vorläufigen, unkritischen Seinsverständnis Sein als Objektsein verstanden wird, ist alles, was sich im Bewußtsein mir gibt, sein ‚Weltcharakter‘, sein An-sich-sein, seine Objektivität nichts anderes als die im positionellen Bewußtsein festgehaltene Gegenstandseinstellung. So war zu Beginn unsere Behauptung verstanden: was ist das, worauf die Intentionalität des Bewußtseins sich richtet? Es ist das An-sich-sein, solange ich in der Gerichtetheit bleibe und es wird zum Für-mich-sein, wenn ich mich auf diese Intentionalität selbst richte. Die Welt läßt sich nur als ‚an sich‘ denken, wenn nicht gedacht wird, daß ich sie denke.

g) Das Transzendieren des An-sich

Das Objektverständnis innerhalb der Wissenschaften stimmt im Grund überein mit der Objekteinstellung des natürlichen Bewußtseins: Die Dinge sind, als was sie sich geben, an sich selbst. Aber dieses hier noch unreflektierte, an die Dinge immer schon heranbrachte Vorverständnis des Seins als einer Welt an sich wird dort zu einem festen Begriff und geht ein in die Methode des Verhaltens zu diesen Dingen. In der Bewußtheit dieser Methode werden die Dinge überhaupt erst sichtbar unter dem Gesichtspunkt ihrer Objektivität. Das Spektrum der Möglichkeiten wissenschaftlicher Betrachtungsweisen reicht darüber nicht hinaus. In der methodischen Anwendung der Einklammerung der Frage nach der Existenz und der Beschränkung auf das reine Wesen liegt aber noch ein Hinweis auf die Bedingtheit dieses Verfahrens und auf seine Gewaltsamkeit hinsichtlich anderer Möglichkeiten. Sofern hier etwas eingeklammert wird, wird doch auf etwas Bezug genommen, wenn auch im Modus der Verneinung und insofern in der natürlichen Einstellung des Gemeinbewußtseins eine noch vor ihren eigenen Möglichkeiten stehende Haltung eingenommen wird, ist auch hier noch ein Signum auf ein noch nicht selbst Gegenwärtiges, wenn auch eben im Modus der Defizienz. Die Objektivierung dieser Einstellung hat also nur vorläufigen Charakter, und sobald es gelingt, einen anderen Standpunkt einzunehmen, muß diese Vorläufigkeit sich als überwindbar erweisen.

Sofern das objektive Wissen nur möglich ist durch eine grundsätzliche Einschränkung, trägt es in sich schon den Kern einer Entwicklung über sich hinaus in der Frage nach den Weisen der Beschränkung als den Bedingungen seiner Möglichkeit. Das Wissen drängt nach dem Wissen über sich selbst, in welchem es erst zu einem eigenen Selbstverständnis kommt, woraus sich ihm die Möglichkeiten und Grenzen seiner Objektivität als Grenzen seines Wissens eröffnen. Eigentliches Wissen ist dann Wissen von der Weise des Wissens. Im Wissen aber über das Wissen bin ich schon über das Wissen hinaus. Wissend die Weise meines Wissens habe ich die unmittelbare Bestimmtheit des Gegenstandes verloren und bin in der dialektischen Zweideutigkeit: indem ich nicht nur den Gegenstand weiß, sondern die diesen Gegenstand konstituierende und aufhebende Weise meines Wissens von ihm, weiß ich den Gegenstand und weiß ihn dadurch gerade als Nicht-Gegenstand, das meint als nicht das, als was er im Wissen zuerst auftrat. Weiß ich sein Gegenstandsein für mich, so ist sein ‚an sich‘ darin gerade aufgehoben. Er ist in das ‚für mich‘ zurück genommen. Dieses vollendete Wissen ist das Wissen des nicht-so-seins des Gewußten. Eigentliches Wissen ist das Wissen des Nicht-Wissens.

Dieser, aus der Frage nach den Bedingungen sich ergebenden, nach innen führenden, transzendentalen Form des Transzendierens entspricht eine an den Horizonten des Wissens, an seinen Konsequenzen sich vollziehendes Überschreiten der Unmittelbarkeit. Diese Grenze spricht sich in irgendeiner Form des Unendlichen aus, sei es verborgen wie in den beiden ersten Antinomien, oder ganz offen wie in den beiden letzten. An den unendlichen Konsequenzen, d. h. in der Beiseitesetzung der Endlichkeit des Wissens, zeigt sich dessen endliches Wesen verdeutlicht; die Aufhebung seines Wesens ruft dieses gerade wieder in Erinnerung. Die vier Antinomien weisen in der Unannehmbarkeit ihrer Widersprüche auf ihre Voraussetzungen und damit auf den ‚an sich‘ Charakter der jeweils vom Endlichen her objektiv verstandenen Welt hin. Vom unendlichen Horizont her fällt erst das richtige Licht auf das Wesen des Wissens; das Abheben bringt erst die richtigen Kontraste. So verstanden bedeuten die Antinomien: erst in der Unendlichkeit verliert die Welt ihren ‚an sich‘ Charakter, sofern in der Endlichkeit, also bei Fragestellungen in Bezug auf endliche Gegenstände, dieser ‚an sich‘ Charakter garnicht problematisch wird. Im Wissen partikularer Dinge stoße ich gar nicht auf die Dia-

lektik, in der die Unmittelbarkeit des An-sich-seins in Frage gestellt werden könnte. Solange ich es mit endlichen Gegenständen zu tun habe, bleiben sie in ihrem ‚an sich‘ bestehen, d. h. sie bleiben mögliche Objekte. Als partikulare erscheinen mir die Gegenstände als an sich seiende Dinge. Erst wenn ich das Ganze der Welt, d. h. den unendlichen Horizont der Dinge in Betracht ziehe, löst sich dieser ‚an sich‘ Charakter des Ganzen in der entstehenden Antinomik auf, sofern das ‚an sich‘ nur innerhalb des Für-mich-seins durch Einklammerung konstituiert war, im Entzug des Unendlichen — das Unendliche ist eben nicht mehr für mich — aber auch nicht mehr einklammernd konstituiert werden kann. Erst die Unendlichkeit der Welt ist nicht mehr Gegenstand.

h) Die dialektische Grundsituation

Auf beiden aufgezeigten Wegen führt das objektive Wissen zur Aufhebung des ‚an sich‘ Charakters der Welt und damit zur Dialektik des Für-mich-seins. Durch die Überschreitung des methodisch bewußt eingeklammerten Bewußtseins zu eigentlich wissenschaftstranszendenten Fragestellungen wird zugleich die Form des bestimmten eindeutigen Wissens transzendiert. Durch die Destruktion der wissenschaftlichen Welteinstellung wird zugleich die wissenschaftliche Welt destruiert. Und ebenso wird im Transzendieren der unmittelbar gegebenen Welt der Dinge das Seinsverständnis einer natürlichen, realistischen Welteinstellung transzendiert. Die Richtung auf die Dialektik hin ist dabei schon vorgegeben in den Bedingungen des ursprünglichen an-sich-seins, nämlich der reflexiven Selbst-verdeckung. Dort wo wir auf diese Bedingungen stoßen, dort werden wir auf Dialektik stoßen.

Diese Situation ist aber in sich selbst zweiseitig, d. h. das Übergehen des Analytischen in das Dialektische ist nicht einfach, sondern schlägt in sich zurück: Im Für-mich-sein des reflektiert dialektischen Bewußtseins ist doch das An-sich-sein des Gegenstandes eingeschlossen; indem ich von meinem Wissen weiß, bin ich mir jeweils doch schon zuvor in einem ‚an sich‘: ich bringe mich nicht selbst in das Für-mich-sein hinein. Das bedeutet, daß die Dialektik immer aus der Vorgegebenheit des An-sich-seins herkommt als dessen Grenze im Transzendieren.

Andererseits ist wohl mit der Objektivität einer Welt an sich notwendig verbunden die Dialektik der Kantischen Antinomien, — aber die Objektivität einer Wirklichkeit an sich ist doch gefordert, wenn

ein objektives Wissen möglich sein soll, d. h. wenn es wahr ist, daß ein objektives Wissen nur von einem objektiven Gegenstand möglich ist.

Das An-sich-sein objektiver Gegenstände ist nur denkbar auf Grund der Reflexivität des Bewußtseins durch seine von der Weise der Gegebenheit abstrahierende Epoché, — mit dem Auftreten des Gegenstandes ist also verbunden das insgeheime Auftreten einer Reflexivität des Bewußtseins und damit einer Dialektik.

Die Situation ist also keine einfach alternative, durch deren Entscheidung die Frage aufgehoben werden könnte, sondern eine in sich schon dialektische des sowohl-als auch: Objektive Wissenschaft ist nur möglich, indem man zugleich an ihren Grenzen auf die Antinomik ihrer Voraussetzungen stößt. Wenn die Bestimmtheit des Wissens nur möglich ist durch die gewaltsame Epoché ihrer Begründung, dann muß es die Zeichen dieser Gewaltsamkeit bis in seine letzten Konsequenzen hinein an sich tragen und die Zweideutigkeit muß auftreten, sobald nach der Zweideutigkeit seiner Grundlagen gefragt wird.

Auf der anderen Seite führt auch die Zurücknahme des ‚an sich‘ des Objekts in das ‚für mich‘ des Subjekts nicht aus der Dialektik heraus, sondern ist selbst ein Schritt innerhalb der Dialektik. Im für-mich ist das an-sich eingeschlossen. Die Präreflexivität ist ein ursprüngliches Faktum, die Verdeckung des für-mich schon ursprünglich angelegt. Das reine Ich hat schon in sich den Gedanken des Nicht-Ich und ist in seiner Konsequenz nicht weniger dialektisch als die Antinomik des Subjekt-Objekt-Verhältnisses mit der Annahme eines Dinges an sich.

Die Grundsituation stellt sich also als solche heraus, daß mit der Objektivität die Aufhebung derselben in der mit ihr gesetzten Dialektik gegeben ist. Objektives Wissen ist nach seiner Wesensendlichkeit auf eine Wirklichkeit-an-sich angewiesen, aber darin ist implizit mit-enthalten eine Dialektik des Nichtwissens. Oder anders ausgedrückt: die Bewegung des Bewußtseins, d. h. seine Dialektik ist notwendig und jede feste Position darin ist nur Durchgangsposition. Das Wissen ist nur zusammen mit dem Scheitern des Wissens und zwar so, daß das Scheitern wesentlich mit zum Wissen hinzugehört.

Das primum movens dieser Dialektik ist die Reflexion des zu sich selbst kommenden Wissens. Der Ausgangspunkt war die sich selbst verdeckende Intentionalität. Diese Selbstverdeckung ist das Wesen des positionellen Bewußtseins und an dieses ist die Möglichkeit objektiven Wissens gebunden. Wenn aber diese Selbstverdeckung zu-

gleich ihr eigenes Wesen verdeckt, so ist dieses ihr Wesen nichts anderes als die Reflexion, denn die Reflexion ist das, worauf sie sich bezieht. Wenn Endlichkeit des Bewußtseins und Vergessen der Endlichkeit eines sein soll, so ist dieses eine nur die Reflexion. Ist also die Objektivität und Endlichkeit an die Reflexion gebunden, so ist sie auch an die Dialektik dieser Reflexion gebunden. Diese ist zugleich konstituierende Voraussetzung und Aufhebung des Wissens. Wissen ist dann zugleich Wissen von sich selbst als der Weise des Wissens und damit in seiner Bestimmtheit aufgehoben.

Wenn der von uns in dieser Grundsituation bestehende Zusammenhang besteht, so bedeutet das, daß alle daraus resultierenden Widersprüche Widersprüche der Reflexion sind, weil sie in deren Grunde schon angelegt sind. Insbesondere werden die an der Grenze der Logik auftauchenden Paradoxien aus der Konsequenz dieser Grundsituation zu verstehen sein. Und das bedeutet, daß wir in der Reflexion den Ansatz ihrer inneren Dialektik zu suchen haben.

i) Die Wahrheit der dialektischen Grundsituation

Die Situation scheint ausweglos und darum notwendig, wenn sie die allem Denken schon vorgegebene Grundsituation schlechthin ist. In dieser Notwendigkeit liegt ihre eigene Wahrheit. Was aber ist diese Wahrheit?

Die Wahrheit jener ursprünglichen Verdeckung ist die Einsicht dieser Verdeckung. Diese Einsicht liegt in der Selbstgegenwärtigkeit der Situation. Diese Gegenwärtigkeit ist aber die Situation selbst in ihrer Reflexion. In ihr wird die Verdeckung sich selbst durchsichtig. Die Reflexion meint aber die Dialektik des Reflektierens. Diese Dialektik ist also die Wahrheit der dialektischen Grundsituation und die darin ausgedrückte Tautologie meint nichts anderes als die Notwendigkeit der Situation, die in ihrer Reflexivität Verdeckung und Wahrheit zugleich besitzt.

Dann aber gilt es, mit der Notwendigkeit der Situation Ernst zu machen. Die Dialektik ist nicht mehr zurückzunehmen und ihre Wahrheit ist nicht in der Aufhebung der Reflexivität und ihrer Zurückführung auf eine Analytik zu suchen, sondern in der Vollenendung der Reflexion gegen sich selbst. Die Wahrheit ist nicht außerhalb, sondern in der durchhellenden Selbstgegenwärtigkeit, und diese Wahrheit ist nicht die Wahrheit des Erkennens, sondern des Selbstseins, das sich im Selbsterkennen erst hervorbringt. Es ist nicht nur

die Wahrheit des Erkennens einer Situation, sondern des sich Bekennens zu dieser Situation der endlichen Subjektivität. — Dieses Bekenntnis ist die subjektive Wahrheit. Die subjektive Echtheit ist aber die Voraussetzung der Möglichkeit objektiver Einsicht. Das philosophische Transzendieren führt also gerade zur ursprünglichen Möglichkeit der Objektivität zurück. Echte Objektivität kann sich nur aus ihrem transzendenten Ursprung verstehen.

Das Transzendieren der Objektivität spricht sich aber nicht mehr gegenständlich aus. Was nicht objektiv ist, vermag sich auch nicht objektiv auszudrücken. Dann kann es sich aber auch nicht mehr in der Bestimmtheit des Wissens verstehen, denn der dialektische Ursprung des Wissens kann nicht wieder das Wissen sein. Der Grund der kritischen Vernunftbestimmung kann nicht wieder die Bestimmtheit sein. Was sich mit seiner Wahrheit erst hervorbringt, kann sich nicht auf ein anderes als seine Wahrheit berufen. Wenn der Ausgang des Denkens in der dialektischen Grundsituation liegt und wenn wir immer innerhalb dieser Situation bleiben, so können wir auch nur dialektisch in sie als in ihre Wahrheit zurückkehren.

5. Die Reflexion und die Paradoxien der Logik

Die Reflexion ist uns begegnet als das wesentliche Moment am dialektischen Bewußtsein. Sie ist zugleich Subjekt und Objekt, Denken und Gedachtes und so bringt sie Bewegung in das statische Verhältnis. Durch diese Bewegung wird der Raum offen, in dem sich eine Dialektik entfalten kann.

a) Die logische Reflexion

Die Reflexion begegnet uns zunächst als rein logischer Selbstbezug. Dieser ist eine bisher wenig behandelte, eigenartige logische Form.²⁰ Er steht in der Mitte zwischen einer Relation und einer reinen Identität. In ihm wird eine vorläufige Relation gedacht, derart aber, daß die Relate erst im Denken der Relation auseinandertreten, im Auseinandertreten aber so gemeint werden, daß sie in einem bleiben sollen. Die Relation wird im Denken fiktiv aufgebaut, der fiktive Charakter hält aber nicht durch gegen das in-eins-sehen der Relate in der Beziehung auf sich selbst. Es ist eine aus sich herausgetretene

²⁰ Zur Reflexivität siehe Lipps, *Entgegnung*, Phil. Anzeiger II 1927. S. 196 ff.

Identität, die im Vollzug in sich selbst zurückgetrieben wird. Darin ist ihre innere Unabgeschlossenheit angelegt. Sie ist nicht total vollziehbar. Sie kommt nie ganz zu sich selbst. Ihre Vollendung hat kein letztes Glied, sondern nur die Bewegung des zu sich selbst Zurückkehrens. Bei sich selbst angekommen, ist es nicht mehr dieses zuvor Gemeinte und treibt wieder über sich hinaus. So ist dieses logische ‚Selbst‘ immer nur durch unendlich viele Schritte hindurch.

Die Reflexion ist zugleich Identität und Nichtidentität. Wird sie gedacht, so wird sie zur Identität, aber in der Identität wird nicht mehr gedacht. Das Denken, wenn es diskursiv ist, ist immer schon aus sich herausgetreten und schon über das von ihm Gedachte hinaus. So ist die Reflexion nur relational zu denken, aber in der Relation ist der Selbstbezug nicht mehr zur Identität vollziehbar. Sofern eigentliche Identität nicht die Gleichheit zweier in Relation zueinander Gedachter ist, insofern ist auch die Reflexion als der Selbstbezug des Identischen nicht mehr an dem in Relation sich Gegenüberstehenden vollziehbar.

Die Reflexion ist damit ein eigentliches logisches Grenzphänomen. Sie zu denken zeigt, daß sie nicht gedacht werden kann. Im Ausschliessen bleibt sie doch in der Identität mit sich. Verstehen wir die Diskursivität des Denkens als eine grundsätzliche Bezogenheit auf ein anderes, so ist die Identität zu begreifen als das dem Diskursiven zuvorliegende. Der Gedanke tritt noch nicht aus sich heraus, er hat noch keinen Inhalt. Aber Denken ist nach seinem intentionalen Wesen immen Denken von etwas anderem. Entweder also das Denken tritt aus sich heraus in der Reflexion und dann denkt es nicht mehr sich selbst, — oder es bleibt in sich und hört auf, Denken zu sein und dann denkt es sich ebenfalls nicht. Das sich gegenwärtige Selbst ist die Aufhebung der Diskursivität und das Ende des Denkens in der identischen Ruhe. In der Labilität dieser Undenkbarkeit besteht die innere Unendlichkeit der Reflexion. Sie treibt das Unendliche aus sich heraus.

Sofern der logische Selbstbezug sich auf das bezieht, was er selber ist, und er selber nichts anderes als dieses Sichbeziehen ist, so bringt er in seinem Bezug sich als Objekt erst hervor. Er ist zugleich affiziertes und effiziertes Objekt. Im Selbstbezug existiert das Selbst eben nur durch den Bezug. Die sich selbst setzende Reflexion (Hegel) reflektiert eigentlich auf nichts und reflektiert dabei auf sich selbst. Das logische Selbst ist ein Nichts, das zu sich selbst kommt, gleich

jenem ägyptischen Gott, der durch Rufen seines Namens sich selbst erschuf. Das bedeutet, daß die Reflexion vollkommen inhaltslos ist; sie ist eine Beziehung ohne Bezugspunkte.

Ist die Reflexion die Stelle des Umschlagens ins Dialektische, so muß sich an ihr die Auflösung des Analytischen stufenweise verfolgen lassen. Die an der Reflexion herausgestellten wesentlichen Bestimmungen müssen also den am diskursiven Denken aufgezeigten Grundbedingungen entsprechen.

Die diskursiven Dependenzverhältnisse hatten uns auf die Gegenstandsbezogenheit als eigentliches Wesen des Denkens verwiesen. Dem muß also an der Reflexion ihre Ungegenständlichkeit entsprechen. Sie ist ganz ohne Inhalt und darum kein intentional gerichtetes Denken mehr.

Das ursprüngliche Angewiesensein des Denkens auf einen ihm vorgegebenen Gegenstand läßt sich auch als seine ursprüngliche Endlichkeit verstehen. Die Reflexion ist also, sofern sie an keinem vorgesetzten Gegenstand ihr Ende findet, die eigentliche Unendlichkeit. Was nur an sich selbst ein Ende findet, ist selbst unendlich.

Aus der Abhängigkeit vom Gegenstand entspringt die Abhängigkeit des Denkens von sich selbst, d. h. seine Diskursivität. Ist aber die Diskursivität das vorantreibende Moment des Denkens, ist sie Bedingung dafür, daß sich der Gedanke entwickeln kann vom Grund zur Folge, sich entscheiden kann über wahr und falsch, sich objektivieren kann in der Eindeutigkeit des Begriffes, so ist die Reflexion das leere auf der Stelle Treten, die Unentscheidbarkeit, und die Zweideutigkeit der aus der Reflexion herausspringenden Paradoxie ist nichts anderes als das Signum dieser Grenze, an die das Denken sich selbst gegenüber gelangt ist. Hat es keine Grenze mehr an einem anderen, so findet es eine Grenze an sich selbst. Dabei ist die Tautologie der Ausdruck der in sich selbst ruhenden Identität, der Widerspruch der Hinweis auf die Unmöglichkeit, in der Identität zu bleiben, ohne das Denken selbst aufzugeben.

b) Die subjektive Reflexion

Die notwendige Aufspaltung objektiven Denkens in ein diskursives Verhältnis ist zu verstehen aus seiner notwendigen Objektbezogenheit. Die Reflexion nimmt aber den Gedanken aus dem intentionalen Objekt heraus und treibt ihn in sich selbst zurück. Die Unmöglichkeit des

Vollzuges der logischen Reflexion innerhalb des Denkens bedeutet also die Unmöglichkeit, denkend aus dem intentionalen Verhältnis herauszutreten. Indem in der Reflexion ihr Objekt verschwindet, hört sie auf, objektiv gedacht zu sein, d. h. sie hört auf eine logisch-objektivierte Form zu sein. Aus dem Objektiven des Logischen geht sie über in das Subjektive des Selbstseins. Oder anders ausgedrückt: die Reflexion ist nur subjektiv möglich.

Die Reflexion am Objekt wird zu einer Reflexion des Subjekts. Das läßt sich daran zeigen, daß z. B. die Paradoxie des Lügners exakt nur in der Ich-Form (ich lüge) durchführbar ist. Der eigentliche, aus der Antike überlieferte Epimenides ist keine vollständige Paradoxie, weil die Reflexion der Aussage nicht vollständig in sich zurückführt. Aus der Form: „Alle Kreter lügen“ — „also lügt er auch“ — „also ist nicht wahr: alle Kreter lügen“ folgt nicht: „also spricht er die Wahrheit“! Die Kontradiktion zum total verneinenden Urteil ist das singular behaupte: „Es gibt mindestens einen Kreter, der nicht lügt“ — dabei bleibt die Entwicklung stehen und die Paradoxie tritt gar nicht auf.²¹

Die am Objekt gedachte Reflexion ist notwendig als Relation gedacht und kommt darum nicht mehr zur Identität zurück. Andererseits ist sie, soweit sie wirklich versucht wird, eine Supposition der Reflexion des denkenden Subjekts und somit in der Selbstreflexion des Bewußtseins fundiert. Das Selbst einer logischen Selbstbezogenheit ist nur möglich durch die Übertragung des denkenden Selbst in das Gedachte hinein.

Ist die Objektivität des Denkens an seine Diskursivität geknüpft, und ist diese aus seinem Angewiesensein auf einen ihm vorgegebenen Gegenstand zu verstehen, so ist mit dem Verschwinden des Gegenstandes in der Reflexion die Aufhebung des Objektiven im Zusammenfallen der Glieder der Diskursivität verknüpft. Im Scheitern des objektiven Vollzuges wird aber die Reflexion in das Subjekt zurückgetrieben. In der Aufhebung des Objektiven bringt sie sich subjektiv hervor. Die Logik führt so in der Reflexion aus dem Äußeren des Gedachtseins zurück zu dem denkenden Grunde, aus dem sie kommt.

²¹ Was daraus folgt, ist nur der wichtige Satz: alle in einem Bereich möglichen Sätze enthalten zumindest einen wahren Satz. Das heißt, es gibt keinen Bereich, in welchem alle Sätze falsch sind. Gibt es also überhaupt einen falschen Satz, so gibt es auch einen dazugehörigen wahren Satz. Dieser Satz bildet in gewissem Sinn das Gegenstück des Gödelschen Satzes.

Dabei ist sie nicht mehr setzend, wie in der äußeren Reflexion, in der sie sich selbst vorsetzt, um dem Denken ein Objekt zu geben, sondern sie ist vorausgesetzt, damit überhaupt gedacht werden kann. Sie wird nicht gedacht, sondern sie ist schon, sofern gedacht wird. Die objektive Unmöglichkeit, sie zu denken, macht sie gerade zur subjektiven Voraussetzung des Denkens und diese Voraussetzung ist das Selbstbewußtsein. Wenn aber das Wesen des Selbstbewußtseins Reflexivität ist, so ist der nicht mehr denkbaren objektiven Reflexion die Reflexivität des subjektiven Existierens schon zuvor, und dieses ist von der objektiven Undenkbarkeit aus nicht mehr aufzuheben. Der Widerspruch ist nicht die Verneinung, sondern der verschärfte Ausdruck der subjektiven Existenz. Diesen Widerspruch stellt sie dar in der Gleichzeitigkeit von Endlichkeit und Unendlichkeit. Die Endlichkeit des Denkens der Subjektivität definierten wir als das sein-Ende-finden am Objekt. Die Reflexion des Selbstbewußtseins ist also endlich, insofern sie sich auf ein Objekt bezieht. Aber sie ist zugleich unendlich, insofern sie dieses Objekt selbst ist, und also nur an sich selbst ein Ende findet. Sie ist also unendlich, sofern ihr kein Ende gesetzt ist als nur sie selbst.

c) Anwendung dieser Ergebnisse auf die Paradoxien

Es geht uns bei unseren Erörterungen nicht darum, eine möglichst einfache Technik auszufinden, die gestattet, die Paradoxien aufzulösen oder die Widersprüche auf ein Minimum zu reduzieren. Alle in dieser Absicht unternommenen Versuche sind nur sinnvoll, solange man den Anspruch auf eine absolut widerspruchsfreie Logik, der selbst nicht mehr logisch zu begründen ist, aufrechterhält. Er ist gleichbedeutend mit der Forderung einer unbeschränkten Analytik, welche selbst nicht mehr analytisch zu rechtfertigen ist.

Es liegt in der Konsequenz des Ansatzes dieser Unternehmungen, daß sie ihr Ziel nie vollständig erreichen. Dieser Ansatz ist rein negativ:²² er besteht in dem Verbot gewisser logischer Operationen, die üblicherweise erlaubt sind, er erlaubt aber keine, die üblicherweise unerlaubt sind. Diese Verbote haben also keine Evidenz ihrer Wahrheit in sich selbst. Den verbotenen logischen Gegenständen liegt nicht selbst der Charakter der Widersinnigkeit bei, sondern dieser erweist sich

²² „It should be observed, that the whole effect of the doctrine of types is negative . . .“ Whitehead-Russell, *Principia Mathematica*, a. a. O. Vol. I, p. VII.

erst anlässlich des konkreten Auftretens von Widersprüchen. Die Wahrheit dieser Theorien ist also nur negativ und sie könnten durch beliebig andere ersetzt werden, die das Ausschließen der Widersprüche gewährleisten.²³ Das Corpus der übrigen Logik bleibt von ihnen ganz unberührt. Darin zeigt sich die logische Willkür und die aus der pragmatischen Absicht entspringende Künstlichkeit der Verbote. Ohne das Auftreten der Widersprüche wäre man aus logisch immanenten Gründen nie zur Annahme solcher Postulate veranlaßt worden.²⁴ In diesem Sinn sind sie als Auflösung der Widersprüche nur aposteriorisch und bieten also niemals apriorische Sicherheit. Sie laufen jederzeit Gefahr, durch Auftreten neuer Widersprüche unzureichend zu werden, so daß sie durch neue Verbote ergänzt werden müssen.

Darüber hinaus aber müssen die davon ausgehenden Theorien, — wenn der von uns in der dialektischen Grundsituation gesehene Zusammenhang besteht und sofern diese Theorien an ihm vorbeisehen — mit gewissen bedingten Voraussetzungen anfangen und immer zum Scheitern verurteilt sein, wenn die immanenten Voraussetzungen wissenschaftlicher (d. h. analytischer) Methode irgendwo in Frage gestellt werden. Wenn analytische Logik nur möglich ist auf dem Grunde eines dialektischen Verhältnisses, so kann diese Logik nicht zur Lösung dieses dialektischen Verhältnisses fähig sein. Ohne Klarheit über ihre eigene Situation müssen sie also an einer bestimmten Stelle erneut in den Widerspruch führen. Das heißt, diese Theorien sind nicht nur von dem Gesichtspunkt ihrer fraglichen apriorischen Apodiktizität aus zum Scheitern verurteilt, sondern sie müssen in sich selbst den Keim neuer Widersprüche tragen. Das Schicksal der Typentheorie und ähnlicher formaler Lösungsversuche bestätigt nur diese Behauptung.²⁵ Der Knoten wird nicht aufgelöst,

²³ Ebenda: „The particular form of the doctrine of types advocated in the present work is not logically indispensable and there are various other forms equally compatible with the truth of our deductions . . .“, a. a. O.

²⁴ „ . . . but apart from the contradictions, it would have been almost impossible to detect this error.“ Russell, *Princ. Math. I*, p. VIII.

²⁵ So etwa an dem Problem der Ausdehnbarkeit der Typenfolge, auf das schon bald von verschiedener Seite hingewiesen wurde, bes. von H. Poincaré. Russell hat sich nie dazu geäußert, ob die Anzahl der Typen unbeschränkt sein könne, und ob man dann, um dem Problem, das mit der ‚Menge aller Typen‘ auftaucht, zu begegnen, eine neue Typenhierarchie der Typenhierarchien bilden müsse. Daß das Problem sich so beliebig fortsetzen läßt, und in keiner Weise gelöst ist, ist auf den ersten Blick zu sehen.

sondern nur an einer anderen, abgelegenen Stelle geknüpft. Diese pragmatische Schweise will nicht auf den Grund der Dinge, sondern nur bis zu ihrer funktionalen Brauchbarkeit. Diese Theorien erweitern jeweils den Bereich objektiven Wissens, indem sie den Widerspruch weiter hinausschieben, und in dieser Erweiterung besteht ihr pragmatischer Sinn und ihre Berechtigung.

Dem gegenüber hatten wir folgenden Weg eingeschlagen. Wir waren von den bekannten formalen Beispielen der Paradoxien der Mengenlehre ausgegangen und hatten neben die bisherige negative Form, die sich im Widerspruch ausdrückt, eine entsprechend positive Form gestellt, die durch unentscheidbare Tautologien gekennzeichnet wird. Durch die sinnvolle Komplementarität beider waren wir auf den Begriff des Universale gestoßen und hatten die Paradoxien als die aus der Vergegenständlichung der Universalien entspringende notwendige Aufhebung der Diskursivität des Denkens verstanden. Mit dem Begriff des Universale haben wir dann versucht, über die bisher bekannten rein formalen Beispiele hinaus andere logische Grenzphänomene zu interpretieren und damit einen Zusammenhang des rein Formalen mit inhaltlich bedeutsamen Problemen zu gewinnen.

Die rein formalen Beispiele waren darum so auffallend, weil an ihnen die logische Struktur unverdeckt ist von Inhaltlichem und das tautologisch-paradoxe Schema deutlich hervortritt. Es ist das reine diskursive Denken selbst, das sich in seinem Wesen verdeutlicht, indem es aufgehoben wird. An der Grenze seiner Möglichkeiten verweist es auf seine besondere Eigenart.

Die Paradoxien beziehen sich auf ungegenständliche Universalien, und aus dem Versuch ihrer Vergegenständlichung resultieren Tautologie und Widerspruch. Der Weg, wie es zu dieser Vergegenständlichung kommt, ist verschieden je nach der Weise der Aufhebung der Diskursivität, d. h. er ist abhängig von der Zugänglichkeit der Universalien.

Für die mengentheoretischen Paradoxien führt der Weg über den Begriff ‚alle‘. Alle Paradoxien der Mengenlehre enthalten in irgendeiner Form die Begriffsbildung ‚alle‘.²⁶ Sie lassen sich auch durch Anwendung dieses Begriffes beliebig vermehren.²⁷ Mit dem Begriff aller

²⁶ Schon Poincaré hat darauf hingewiesen, daß das ‚alle‘ offen oder versteckt in allen Paradoxien seine gefährliche Rolle spiele. *Les. Math. et la logique, Revue de Mét. et de Mor.*, Bd. XVI, 1906.

²⁷ Siehe Kamke, *Mengenlehre*, Berlin 1947, S. 158.

Mengen ist aber der Bereich der Mengen verlassen und die ursprünglich auf (echte) Mengen bezogenen Aussagen beziehen sich gar nicht mehr auf Mengen. Die Menge aller Mengen ist selbst keine Menge, sondern ein nichtgegenständliches Universale. Diesem Universale entspricht unter den spezifischen Weisen der Diskursivität das Verhältnis von Umfang und Inhalt. Die Mengenparadoxien lassen sich immer in der Disjunktion formulieren, daß sich die fraglichen Mengen enthalten oder nicht, d. h. das Problem ist, ob sie sich selbst zum Inhalt haben. Die Menge aller Mengen ist zugleich reiner Umfang und reiner Inhalt, in der gleichen Weise die leere Menge. Dem entspricht der im Begriff ‚alle‘ enthaltene Selbstbezug. Durch diesen Selbstbezug wird das zur Diskursivität notwendige Verhältnis von Umfang und Inhalt aufgehoben. Ein solches, das zugleich Umfang und Inhalt ist, ist selbst nicht mehr nach Umfang und Inhalt zu denken. Es ist kein Gegenstand mehr, sofern es keinen Begriff mehr gibt, in dem es als Objekt eines eindeutigen Urteils begriffen werden könnte.

Die nicht mengentheoretischen Paradoxien kommen auch ohne den Begriff des ‚alle‘ zustande. Es kann also nicht das ‚alle‘, so wenig wie das Unendliche schlechthin, die eigentliche Wurzel der Paradoxien sein. Nicht jede Zusammenfassung aller irgendwie bestimmter Dinge führt zu Paradoxien, ebenso wie die mathematische Behandlung unendlicher Größen durchaus widerspruchsfrei möglich ist.²⁸

In diesen ‚epistemologischen‘ Paradoxien, wie sie im Anschluß an eine Einteilung Ramseys genannt werden, geschieht die Zurücknahme des diskursiven Bezugspunktes durch unmittelbaren Selbstbezug, ohne daß dabei eine Totalintention in Anspruch genommen wird. In diesem Selbstbezug wird das Grundverhältnis von Bedingung und Bedingtem in seinen verschiedenen Besonderungen aufgehoben.

Ein Gegenstand (Urteil, Aussage), dessen Wahrheit zugleich Kriterium der Möglichkeit von Wahrheit ist, ist kein eindeutiges Objekt mehr. Sofern ein solches Urteil weder wahr noch falsch ist, ist es kein Urteil mehr (im strengen Sinne), und darum auch nicht als Urteilsgegenstand zu begreifen. (Der Lügner.)

Ein Begriff, ein Symbol, eine Bezeichnung, die mit dem darin Gemeinten im Selbstbezug zusammenfällt, hat aufgehört, ein eigent-

²⁸ „Man darf bemerken, daß die Widersprüche (der Paradoxien) keinen wesentlichen Bezug zum Unendlichen haben.“ Russell, *Les Paradoxes de la Logique*, Rev. de Mét. et de Mor. XIV, S. 633.

licher Begriff und ein Symbol zu sein, d. h. kann nicht mehr eindeutig begriffen werden, weil darin nichts mehr gegenständlich greifbar ist. (heterologisch.)

Ein Grund, der sich derartig auf sich selbst bezieht, daß er als Folge eintritt, sobald er als Grund gesetzt ist, und der als Grund gesetzt ist, sobald er als Folge erscheint, kann selbst nicht Bedingung eines an ihm ansetzenden Gedankens sein. Er ist nicht als Urteilsobjekt möglich, wenn dieses Urteil eindeutig und bestimmt sein soll. (Euathlus.)

An diese Formen lassen sich die oben angeführten Paradoxien des Lügners, des Wortes heterologisch usw. unmittelbar anschließen oder mit beliebig anderem Inhalt formulieren.²⁹ Als die gemeinsame Wurzel beider Gruppen von Paradoxien erweist sich also nicht das Unendliche oder das ‚alle‘, sie ist vielmehr einen Schritt weiter zurück in dem logischen Grenzphänomen des Selbstbezuges zu suchen. Das ‚alle‘ und das Unendliche wird erst an der Stelle paradox, wo es durch den Selbstbezug in die innere Unendlichkeit der Reflexion hineingerät. Erst diese innere Unendlichkeit ist so umgreifend, daß sie sich dialektisch auf sich selbst bezieht. In ihr beginnt also die eigentliche Dialektik.

6. Mathematisch-Unendliches und Philosophisch-Umgreifendes

Vom Unendlichen haben wir bisher in zweifachem Sinn gesprochen, vom mathematischen und dialektischen Unendlichen. Zu einer Mathematisierung des philosophisch überlieferten Unendlichkeitsbegriffes kam es erst sehr spät. Die Leugnung des realen, d. h. denkbaren Unendlichen geht auf Aristoteles zurück und wurde von den Scholastikern weitergegeben. Das Unendliche gestatte keine Determination, das war noch Locke, Descartes und Leibniz selbstverständlich. Wo Zahl war, dort konnte nur Endlichkeit sein, weil ein Zählen über das Endliche hinaus eine Unmöglichkeit schien. Erst mit den Arbeiten Georg Cantors wurde das Unendliche Gegenstand bestimmter mathematischer Überlegungen.

Mathematisch handelt es sich dabei um eine großartige Erweiterung des Zahlbegriffes. Philosophisch aber bedeutet es eine Einschränkung

²⁹ Für diese sehr schönen und in ihrem historischen Auftreten interessanten Formulierungen sei auf die Arbeit von Rüstow, *Der Lügner*, Diss. Erlangen 1910, verwiesen.

des Unendlichen auf das rein Quantitative. Dem Unendlichen war dort eine Grenze gesetzt, wo das Quantitative zu Ende war. Mit der Qualität hatte man ihm, mit Hegel gesprochen, sein Dasein genommen und es dafür zur Zahl gemacht. Mit der begrifflichen Zugänglichkeit verlor der Gedanke des Unendlichen seine philosophische Tiefe. Denn die Dialektik des Unbegreiflichen gehört mit zum Inhalt dieses Begriffes, und philosophisch ist dieser Begriff umso vollendeter, je un-endlicher er gedacht wird. Er ist um so tiefer gedacht, je weniger man auf seinen Grund kommt. Seitdem man das Unendliche zu denken begonnen hatte, hatte man es als das Udenkbare erkannt. An ihm brach sich der bestimmte endliche Gedanke, aber an ihm entzündete sich die philosophische Spekulation.

Das mathematische Unendliche ist an sich ohne philosophische Bedeutung. Es zeigte sich uns nicht als eine besondere Station in der Richtung auf eine Dialektik. Die logischen Paradoxien sind in ihrem Ursprung nicht wesentlich mit ihm verknüpft. Philosophisch interessant ist es nur durch den Durchblick, den es in seinen verschiedenen Aspekten auf jenes andere gewährt. Denn dieses eigentlich Unendliche bleibt das selbst immer Unzugängliche. Einer dieser Aspekte, das Problem des Sinnes mathematischer Existenz, geht uns hier näher an.

Es gibt keine Definition einer unendlichen Zahl oder einer unendlichen Menge, die nicht die Definition einer endlichen Zahl oder Menge schon voraussetzte. Frege und Dedekind glaubten noch das Endliche über das Unendliche einführen zu können, so sicher fühlte man sich im Umgang mit unendlichen Größen. Seit Cantor schien das Unendliche in greifbare Nähe gerückt. Als die Paradoxien der Mengenlehre bekannt wurden, brach dieser Versuch zusammen. Frege bekannte selbst die Undurchführbarkeit seiner Ideen;³⁰ Dedekind hatte große Bedenken gegen eine Neuauflage seiner berühmten Schrift: „Was sind und was sollen die Zahlen“.

Darüber hinaus aber ist die Einführung des Unendlichen auch unter Voraussetzung einer gesicherten Definition endlicher Größen auf große Schwierigkeiten gestoßen. Löwenheim-Skolem haben auf die Paradoxie aufmerksam gemacht, die sich bei der Einführung transfiniter Mengen ergibt. „Um etwas absolut Nichtabzählbares zu bekommen, mußten entweder die Axiome selbst in absolut nicht

³⁰ Siehe Nachwort zu seinen Grundgesetzen der Arithmetik II, 1903, S. 253 — 265.

abzählbarer Menge vorhanden sein, oder man müßte ein Axiom haben, das eine absolut nicht abzählbare Menge von Zahlaussagen angeben könnte; aber das würde in jedem Falle eine zirkelhafte Einführung der höheren Unendlichkeiten werden; d. h. auf axiomatischer Grundlage sind höhere Unendlichkeiten nur in relativem Sinn vorhanden.“³¹

Dem steht nun aber gegenüber die Nichtabzählbarkeit des Kontinuums, wie sie von Cantor bewiesen wurde. Das heißt, während man einerseits die Unmöglichkeit aufzeigt, zu wirklich unendlichen Mannigfaltigkeiten zu gelangen, weist das berühmte Cantorsche Abzählverfahren direkt solche Unendlichkeiten auf. Das Faktum steht hier also gegen den Beweis. Nach den Untersuchungen von Fraenkel beruht das darauf, daß im Cantorschen Verfahren nichtprädikative Definitionen verwendet werden, die konstruktiv nicht brauchbar sind und keine inhaltliche Deutung zulassen. Die durch Cantor aufgewiesenen, nicht abzählbaren Mannigfaltigkeiten sind also mittelbar verknüpft mit der Frage der Berechtigung nichtprädikativer Definitionen und ohne diese nicht einföhrbar. Also bleibt die Wahl: zirkelhafte Definitionen zuzulassen oder einzugestehen, daß man mit den bekannten Methoden keine nichtabzählbaren Mengen als existent nachzuweisen vermag.³²

Nimmt man noch hinzu, daß nichtprädikative Definitionen nur sinnvoll denkbar sind unter der Voraussetzung, daß man die definierten Gegenstände als unabhängig existent annimmt,³³ so heißt dies, daß man auch mit nichtprädikativen Definitionen nicht zu nichtabzählbaren Mengen gelangt, wenn man sie zuvor nicht schon als gegeben voraussetzt.

Auch ein Verfahren, wie es verstanden wird in einer ‚sich selbst ständig transzendierenden Konstruktion‘,³⁴ kommt nicht voran, wenn ein absolut unerschöpfbares Unendliches nicht schon angenommen

³¹ Th. Skolem, Einige Bemerkungen zur axiomatischen Begründung der Mengenlehre, Mathematiker Kongressen i Helsingfors, 1922, Helsingfors 1923, S. 224.

³² Siehe O. Becker, Mathematische Existenz, Jbch. f. Philos. u. phän. Forschung, Bd. VIII, Halle 1927, S. 794ff.

³³ Wie Ramsey, der die Eigenexistenz der Klassen gegenüber der no-class theory Russells vertritt.

³⁴ Siehe O. Becker, a. a. O., S. 796 und sein Hinweis auf die Arbeit von O. Veblen „Continuous increasing functions of finite and transfinite Ordinals“, Transact. Americ. Math. Soc. 9 1908, p. 280—292.

wird, das die nötigen Funktionen und Elemente liefert. Das eigentlich Unendliche ist auch so nicht einföhrbar; es ist immer schon vorausgesetzt. Die Einföhrung betrifft nur die begriffliche Zugänglichkeit.³⁵

Nun ist aber auch die Definition einer endlichen Menge oder Zahl auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen: sie ist nicht zu definieren ohne die Voraussetzung einer unendlichen Menge oder Zahl. Das aber bedeutet, daß endlich und unendlich nur korrelativ definierbar sind. Nur zusammen füllen sie den Bereich einer Zahl oder Menge aus. Ob eine Zahl endlich oder unendlich sei, hängt von dem Begriff einer Zahl überhaupt ab; was aber eine Zahl sei, ist nicht mehr prädikativ definierbar. Eine Zahl bezieht sich auf eine Menge, eine Menge aber wird erst durch die Zahl ihrer Elemente zu einer Menge.³⁶

Nun sind aber solche nichtprädikativ definierbaren Objekte nur gerechtfertigt durch ihre originäre Aufweisbarkeit. Ihre Definition wird gewissermaßen entlastet dadurch, daß sie in einem anderen Modus gegeben werden, entweder in reiner Anschauung oder in rein logischer Konstruktion. Die Definition hat hier dann nur eine demonstrative Funktion. Gegenstände, die nicht originär aufweisbar und zugleich auch nicht prädikativ definierbar sind, gibt es nicht, sie sind keine mathematischen Gegenstände.

Es hängt also die ganze Problematik des Unendlichen an dem Sinn des Begriffes von ‚es gibt‘, d. h. an dem Begriff mathematischer Existenz. Nun ist aber die Ausdehnung des Sinnes mathematischer Existenz — abgesehen von der engeren mathematischen Problematik des Existenznachweises — beschränkt auf folgende Existenzkriterien: originäre Aufweisbarkeit in reiner Anschauung oder ideativ logischer Vergegenwärtigung; prädikative Definierbarkeit auf Grund schon eingeföhrter Begriffe; Aufweis durch formale Konstruktion aus schon anderweitig eingeföhrten Teilen.

Danach versteht sich ein so als existent nachgewiesener Gegenstand als mitseiend mit schon als seiend Verstandenem: dem apriori reiner Anschauung und kategorialer Formung, der fundierenden Existenz aktual vollzogenen Denkens. Mathematische Gegenstände sind also immer schon eingefangen in einem zu allem mathematisch begründ-

³⁵ Siehe Richard-Berry Paradox.

³⁶ Russell definiert etwa: „Eine Zahl ist etwas, das die Zahl einer Menge ist.“ — „Die Zahl einer Menge ist die Menge aller ihrer ähnlichen Mengen.“ — „Eine Zahl ist eine Menge, die die Zahl eines ihrer Glieder ist.“

baren weiteren Seinsverständnis. Mathematische Existenz ist nicht an sich selbst und für sich selbst genügend. Existenz-sein, das ‚es gibt‘ diesen Gegenstand, meint also: Aufweisbar in dem jeweiligen Bereich seiner Begründung, d. h. Fundiertsein in dem jeweiligen Modus seiner Zugänglichkeit. Dies macht den wesentlich funktionalen Charakter solcher Gegenstände als mathematischer aus. In ihrem Sein, das in ihrem Gegebensein begründet ist, sind sie jedes substantiellen Sinnes enthoben. Sie gehen ganz auf in der in ihrem Existenznachweis ihnen zuerkannten Funktion: Gegenstand einer reinen Anschauung und ideativen Vergegenwärtigung, einer Definition und Deduktion zu sein. Ihre Existenz ist identisch mit ihrer Funktionalität innerhalb einer mathematischen Ordnung (einem Formalismus, einem Axiomensystem). Mathematische Existenz ist gewissermaßen nur synkategorematisch. ‚Es gibt‘ bedeutet eigentlich: Es gibt ein etwas, vorausgesetzt, daß es ein anderes gibt.

Darin liegt begründet ihr Charakter der Beherrschbarkeit, d. h. der funktionalen Zuordnung zu schon Gegebenem. Sofern mathematische Größen nur gegeben sind, soweit sie zugänglich sind und ihr Sein nur in ihrem funktionalen Gegebensein besteht, so gibt es keine mathematisch zugänglichen, aber mathematisch nicht beherrschbaren Größen. Aus dem Wesen ihrer Existenz folgt schon, daß sie prinzipiell beherrschbar sein müssen auf Grund der ihre Zugänglichkeit bestimmenden Mittel. Dieselben Operationen, die sie uns zugänglich machen, müssen sie uns auch beherrschbar machen. Es fehlt ihnen, sofern sie nur funktional existieren, das ‚an sich‘, das von sich aus mathematischem Eindringen sich entgegenstellen könnte. Mit diesem Verständnis mathematischer Existenz ist das aktual Unendliche aus dem Bereich mathematischer Gegenstände verdrängt.³⁷ Alle infiniten und transfiniten Größen bleiben innerhalb des Begriffes einer ‚definiten Mannigfaltigkeit‘³⁸ und bleiben grundsätzlich beherrschbar.

Es ist noch nicht das nicht-endlich-sein schlechthin, das die nicht mehr beherrschbaren Schwierigkeiten auslöst. Nicht das kein-Ende-haben bringt grundsätzlich den Widerspruch in das Denken hinein.

³⁷ Hilbert spricht in seinem berühmten Vortrag über das Unendliche mehrfach davon, daß es Aufgabe der Mathematik sei, das störende, weil unbeherrschbare Unendliche aus der Mathematik auszuschließen. Math. Ann. 95, 1926.

³⁸ Der Begriff einer definiten Mannigfaltigkeit ist gemeint im Sinne des von Husserl geprägten Ausdrucks.

Die unbeschränkt ansteigende Folge der natürlichen Zahlen ist durchaus überschaubar in dem Gesetz der Bildung dieser Folge und es ist kein Grund ersichtlich, warum sich daraus je ein Widerspruch ergeben sollte, daß auf jede angebbare Zahl noch eine weitere folgt. In der Weise, wie jedes Glied der Folge zugänglich wird, ist die Art der Beherrschbarkeit eingeschlossen. Als nicht mehr beherrschbar wäre es nicht mehr zugänglich und mathematisch nicht existent.

Das Unendliche der Mathematik ist also nicht das undenkbar Unendliche. Die Mathematik denkt nicht das Unendliche, sondern sie denkt ihren Gedanken des Unendlichen. Die Unendlichkeit der Mathematik ist nur unendlich in Bezug auf die Endlichkeit der zehn Finger, nicht aber in Bezug auf die Endlichkeit des Verstandes. Es ist noch das Unendliche der successiven Synthesis des einen zum andern und damit wesentlich nur Summe seiner Teile. Das mathematisch Unendliche ‚ist‘ also nicht anders als nur im Prozeß, im Vollzug der Synthesis der Teile. Weil es nicht unendlich an sich selbst ist, sondern nur sofern es Summe ist, ist es nur in seinen Teilen. Seine Unendlichkeit ist die Unendlichkeit des Aufzählens seiner Teile.

Dagegen kommen wir zu einem ganz anderen Begriff vom Unendlichen, sobald wir von der durch den Sinn mathematischer Existenz gesetzten Schranke abweichen, daß es Gegenstand erst ist in seinem konstruktiven oder originären Gegebensein. Wir versuchen damit das an sich seiende Unendliche zu verstehen, das aktual Unendliche im wörtlichen Sinne. Und dieses Verstehen bedeutet, vom unendlichen Akt überzugehen zum Unendlichen im Akt. Indem dieses der Einschränkung seines Gegebenseins enthoben ist, ist es auch nicht mehr notwendig fundiert in dem es jeweils begründenden Mitseienden. Es ist dann nicht nur schrankenlos innerhalb der Endlichkeit des Verstandes, sondern schrankenlos schlechthin.

Als solches ‚gibt es‘ dann dieses Unendliche auch nicht mehr, weil kein Sinn mehr angebbar ist, in dem dieses ‚es gibt‘ noch gilt. Der Sinn von Existenz ist verloren, sobald ein umfassenderer Sinn von Sein aufgegeben ist, der diesen Sinn von Existenz jeweils begründet. Das bedeutet: Das Unendliche ist kein Gegenstand mehr, über den in Urteilen, welche sich immer irgendwie auf Existenz beziehen, prädiert werden kann. Das Urteil kommt nicht über das ‚ist‘ hinaus, weil es kein bestimmtes Prädikat mehr gibt; das Urteil kommt garnicht zustande, weil das ‚ist‘ seinen Sinn erst aus dem Prädikat entnimmt. Mit dem an-sich-sein, mit seiner Aktualität hat das Un-

endliche seine Gegenständlichkeit verloren. Solange es Gegenstand ist, ist es nicht unendlich an sich, sondern durch die Unendlichkeit des Zählens.

In seiner Aktualität ist es aber auch nicht mehr grundsätzlich beherrschbar; indem es unabhängig geworden ist von seiner Gegebenheit, ist es unabhängig von seiner methodischen Zugänglichkeit. In dieser aber nur lag die Gewähr seiner mathematischen Beherrschbarkeit. Die Beherrschbarkeit ist also gleichbedeutend mit seinem Gegenstandscharakter. In seinem ‚an sich‘ ist es grundsätzlich nicht mehr überschaubar, es ist eigenständig, hat sich dem Verstand und seiner Endlichkeit entzogen. Es ist nicht mehr das Produkt des Zählens, sondern es ist vor der Zahl und außer dem Zählen.

Wir versuchen an den Sinn dieses Unendlichen noch etwas näher heranzukommen. Indem es nicht mehr auf den Modus von Mitseinem restringiert ist, wird das so verstandene Unendliche über seinen bisherigen Horizont hinaus erweitert; indem es nicht mehr an eine gegenständliche Intention geknüpft ist, verliert es seinen Gegenstandscharakter. Dann ist es aber auch nicht mehr an die Diskursivität seiner Begründung gebunden und wenn es nicht auf das hypothetische Verhältnis seiner Teile eingeschränkt ist, so ist es über jede Succession seiner Glieder schon hinaus. Seine Unendlichkeit ist nicht der Prozeß des Transzendierens, sondern das Ganze möglicher Schritte überhaupt. Es ist also nicht Unendliches aus Teilen, — dann bliebe es beim Prozeß des Zählens der Teile — sondern es ist das Unendliche vor den Teilen, durch das das Zählen erst möglich wird. Es ist also aktual, nicht erst im Prozeß. Es ist ein ‚an sich‘, und nicht erst im Gedachtwerden seines Zählens. Es ist ein Ganzes, das schon mehr ist als der Gedanke des Ganzen. Als unabhängig von jeglichem intentionalen Zugang ist es für jeden bestimmten Begriff unbegreifbar. Es ist jeder Begrifflichkeit transzendent. Es herrscht nicht mehr der zählende Verstand, sofern er in der potentiellen Unendlichkeit seiner Möglichkeiten eingefangen ist. Indem es unabhängig ist vom Bezug auf Intentionalität hört es auf, Objekt für ein Subjekt zu sein. Indem es vielmehr der Subjektivität des Zählens schon zuvor ist, umgreift es als Möglichkeit intentionalen Objektbezuges jedes Verhältnis von Subjekt und Objekt.

In der Herausstellung dieses Zusammenhangs von Ungegenständlichkeit, Aktualität und Unbeherrschbarkeit haben wir einen Begriff vom Unendlichen umschrieben, der nicht mehr mathematisch ist,

dabei aber den spezifisch mathematischen Begriff in seinen Voraussetzungen verdeutlicht. Das mathematisch Unendliche ist gewissermaßen die Objektsseite innerhalb dieses Umgreifenden von Subjekt und Objekt; die Objektivierung durch die Konkretion des sich gegenüberstellenden Verstandes.

Unser Verständnis des Unendlichen führte uns also durch Transzendieren des mathematischen Existenzbegriffes zum Begriff des Umgreifenden.

Mit dem Begriff des Umgreifenden kommen wir nochmals auf den Begriff des Universale zurück. Die Universalien sind Ganzheitsweisen, Weisen, wie das Umgreifende sichtbar wird im Seinshorizont einer Gegenständlichkeit. Sie sind der vom Endlichen aus gedachte Abschluß des Endlichen. Sie sind die Weise, wie wir in der Objektivität unserer Sprache vom Umgreifenden sprechen, wie wir in der Festigkeit unserer Begriffe das Umgreifende festzulegen suchen. Das Ganze des Seins ist nur denkbar als Ganzes einer bestimmten Weise des Seienden. Als einen solchen Aspekt, nämlich den mathematisch quantitativen, hat sich uns also auch das Unendliche erwiesen.

LEBENS LAUF

Ich, Gerhard Gustav Knauss, bin geboren am 30. April 1928. Meine Heimatstadt ist Heidelberg. Mein Vater ist der Bäckermeister Ernst Knauss, meine Mutter seine Ehefrau Paula Bender. Die ersten Schuljahre verbrachte ich in Basel und Heidelberg. Während des Krieges war ich von 1943 bis 1945 Luftwaffenhelfer. Auf Grund einer Verwundung zur Schule zurückgekehrt, legte ich am Realgymnasium zu Heidelberg im März 1945 eine ordentliche Reifeprüfung ab. Nach Kriegsende besuchte ich die Vorsemester-Kurse der Universität Heidelberg und immatrikulierte mich dann im Wintersemester 1946 an der naturwissenschaftlichen Fakultät. Unter dem Einfluß meines Lehrers Karl Jaspers wechselte ich zur philosophischen Fakultät über. Außer ihm hörte ich die Vorlesungen von Prof. Ernst Hoffmann, Prof. Fritz Ernst, Prof. Böckmann und Prof. Vossler. Von 1949 an studierte ich an der Universität Basel und promovierte hier im Juni 1951. Die prüfenden Herren waren: Prof. Jaspers, Prof. Heinrich Barth, Prof. Salin und Prof. Bonjour. Außerdem hörte ich die Vorlesungen der Professoren Kunz, Gauss, Speiser, Schefold, Tschudi, Wackernagel und Portmann. Meine philosophische Bildung verdanke ich meinem verehrten Lehrer, Prof. Karl Jaspers.

Zur Zeit bin ich Dozent der deutschen Sprache an der Tohoku-Universität in Sendai(Japan).

